

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Prozess	257
Peter Behrens. Von Karl Schefler	270
Die letzte Gabe. Von Alexander von Gleichen-Ruzwurm	277
Schiller-Geisthe up to date. Von A. B. Seligmann	279
Herr von Walther. Von Richard Schenkel	288
Geldnoth. Von Labon	293

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9—4 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Auf der Hallig Original Manège-Schaustück
des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: **Riesen-illusions-Akt unter Wasser.**
Ono u. Ota Orig. Japan. Fechtkünstler. | **Geschw. Amato** Leiter-Akrobat.

RENOFAG

RENAULT FRERES-AUTOMOBIL

AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN W. 8,

Mohrenstrasse 23.

Zweigniederlassung in Frankfurt a. M. Friedenstrasse 1

RENAULT-AUTOMOBILE

EINFACH — ZUVERLÄSSIG — ELEGANT

1906
Erster

GRAND PRIX

1907
Zweiter

— Verlangen Sie unsern Prachtkatalog. —

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petrasstr. 5

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 23. November 1907.

Der Prozeß.

Forcé d'employer ma faible plume, au défaut de toute autre, dans une affaire où la terreur écarte loin de moi tous les défenseurs, détruisons toute idée de corruption par le simple exposé des faits et ne craignons point qu'on m'accuse de tomber dans le défaut trop commun de les altérer devant la justice. J'ai trop appris, aux dépens de mon repos, combien il est dangereux d'avoir un ennemi qualifié. Moins obligé d'avoir du talent, parce que j'ai du courage, la nécessité d'écrire contre un homme puissant est mon passeport auprès des lecteurs. Je ne m'abuse point: il s'agit moins pour le public de ma justification, que de voir comment un homme isolé s'y prend pour soutenir une aussi grande attaque et la repousser tout seul. Je ne demande que justice. Vos terreurs ne m'arrêteront point; je me défendrai moi même.

Beaumarchais: Mémoire contre Goëzman.

Beleidigung?

Generallieutenant Graf Runo von Moltke, der bis in den Mai 1907 Stadtkommandant von Berlin war, ist im Verlauf von sechs Monaten hier sechsmal erwähnt worden. Wer meinen Schlussvortrag (im Heft vom neunten November 1907) gelesen hat, weiß, was über den Grafen gesagt worden war. Daß er dem Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld näher stehe als der Generalstabschef; daß er eine andere Sinnrichtung habe als ein junger, wegen seiner galanten Abenteuer öffentlich bespöttelter Prinz; daß er die Wünsche seines Freundes an das Ohr des Kaisers bringe; daß er ein guter Mensch sei, musikalisch, poetisch, spiritistisch und von rührender Freundschaftlichkeit; daß er warm in der Gunst sitze und nicht zu Denen gehöre, die von Weltkriegern

Beförderung hoffen; in einem Zweiegespräch war Einer, der die Besorgniß des Grafen ausdrückte, „Der Süße“ genannt worden. Das war Alles. Nicht ein beleidigendes Wort. (Wem käme der Gedanke, der Reichsfanzler sei beleidigt, wenn ein Satiriker unter das Bild Seiner Durchlaucht die Worte „Der Süße“ geschrieben hätte? Im zahmsten Wipblatt werden die Mächtigen ärger gezaust.) Am fünfzehnten Juni hat ein preußischer Amtsgerichtsrath, der meine acht Artikel mit dem Auge des Richters gelesen hatte, mir gesagt: „In der ‚Zukunft‘ steht kein Wort, das den Grafen beleidigen konnte.“ Am die selbe Zeit schrieb mir ein Landgerichtsrath, der Jahrzehnte lang in Strafkammern gefessen hat: „Ich habe bei kühlem Blut die acht Hefie noch einmal genau durchgesehen. Vielleicht könnten Eulenburg und Lecomte vor Gericht ihr Glück mit einiger Aussicht auf Erfolg (wenn Sie nämlich gar kein Beweismaterial hätten) versuchen. Was Moltke betrifft, wäre es einfach wahrheitwidrig, wenn Sie zugäben, irgendetwas Beleidigendes (ganz abgesehen vom Paragraphen 175) über ihn veröffentlicht zu haben.“ Diese Stimmen sind nicht vereinzelt. Und der Graf selbst hatte sich nicht beleidigt gefühlt. Trotzdem ihm und seinem Freund über meine Auffassung ihres Wesens viel mehr mitgetheilt worden war, als ich hier angedeutet hatte. Mitgetheilt von dem beiden Herren befreundeten Freiherrn Alfred von Berger. Dessen (im Gerichtssaal verlesene) Aussage lautet: „Nach dem Erscheinen des Artikels, in dem das Nachtbildchen (der Harfner und der Süße) steht, habe ich den Herren (dem Fürsten Philipp zu Eulenburg und dem Grafen Kuno von Moltke), in deren Interesse und mit deren Wissen ich seit Jahren eine Verständigung mit Maximilian Harden herbeizuführen versucht hatte, gesagt: ‚Harden hält Sie für sexual abnorm und glaubt, es sei aus patriotischen und psychologischen Gründen nothwendig, daß Sie aus dem Vordergrunde deutscher Politik zurücktreten. Irgendeine Regung persönlichen Grolls empfindet Harden gegen Sie nicht.‘ Das sagte ich ungefähr am fünfundzwanzigsten November 1906 dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke. Mindestens seit diesen beiden Einzelgesprächen (nach meiner Ueberzeugung aber sehr viel länger) wissen beide Herren, aus welchen ausschließlich politischen Gründen Horden sie gelegentlich erwähnt.“ Noch im Frühjahr 1907 hat der Freiherr, „unter Opfern an Zeit und Nervenkraft,“ sich selbstlos für seine Freunde bemüht. Von Beleidigung war nicht die Rede. Am zweiten Mai sprach der Kronprinz mit dem Chef des Militärkabinetts und mit dem Kaiser. Am dritten Mai erbat Graf Moltke die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten. Am elften Mai wünschte er von mir die Anerkennung des Ehren-

wortes, mit dem er bekräftigte, niemals mit Männer geschlechtlich verkehrt zu haben. Ich erklärte, daß ich keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit dieses Ehrenwortes zu zweifeln. Fügt aber hinzu: „Trotz allen persönlich empfindsamem Bedenken kann es politische Pflicht werden, die allgemeine Rückwirkung einer normwidrigen (wenn auch ideellen) Männerfreundschaft, an deren Bestehen und an deren ins Politische überschweifender Tendenz ich nach gewissenhafter Prüfung authentischer Dokumente nicht den geringsten Zweifel habe, als erweislich vorhanden zu zeigen.“ Am vierundzwanzigsten Mai wurde der Generalleutnant zur Disposition gestellt. In der letzten Maiwoche ließ er die Staatsanwaltschaft auffordern, mich der öffentlichen Beleidigung anzuklagen; wurde aber in allen Instanzen abgewiesen. Am sechsten Juni reichte er die Privatklage ein; die Erwiderung beschränkte sich auf einen einzigen Satz. Nach den Gerichtsferien wurde, am einundzwanzigsten September, das Verfahren gegen mich eröffnet und die Hauptverhandlung auf den dreiundzwanzigsten Oktober vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte angesetzt.

Daß ich ihn für normwidrig veranlagt halte, mußte der Graf „mindestens“ seit dem fünfundzwanzigsten November 1904; nach Berger's Ueberzeugung aber „sehr viel länger“. War dieser Glaube beleidigend, so war das Vergehen, als der Strafantrag gestellt wurde (am letzten Maitag), verjährt. In der Privatklage wurde behauptet, der Privatkläger habe „die Richtung der Verdächtigungen“ erst Ende April erkannt. Die Behauptung ist erweislich unwahr; ist durch die Erklärung des Freiherrn von Berger als unwahr erwiesen. In seinem Schlussvortrag hat der Graf zugegeben, daß der Inhalt dieser Erklärung den ihm bekannten Thatsachen entspreche. Öffentlich habe ich über die Sexualität des Grafen nur gesagt, seine Sinnenrichtung sei von der eines Frauenjägers sehr verschieden. (Das ist keine strafbare Beleidigung; und wäre, wenn eine sein könnte, nach Antragsfrist und Preßgesetz spätestens am sechsundzwanzigsten Mai verjährt gewesen. Das ist außerdem erweislich wahr.) Sonst nicht ein Wort. Ueberhaupt nichts, was ihn beleidigen konnte. (Vielleicht war's deshalb ein Fehler, daß ich der Eröffnung des Hauptverfahrens nicht widersprach, dem Gericht nicht die zur Ablehnung nöthigen Beweismittel lieferte. Warum that ich's nicht? Weil der lauteste Theil der Presse behauptet hatte, ich „sei auf dem Rückzug“, und weil ich den Schein meiden wollte, die Hauptverhandlung schrecke mich. Wer ist an dem Gerichtskandalum schuld?)

Hauptverhandlung.

„An dem weit übers Ziel hinausschallenden Getöse darf ich nicht mitschuldig scheinen. Auf normwidrige Gefühleregungen einzelner zum Lieben-

berger Kreis gehöriger Personen habe ich hingedeutet; so behutsam, wie der Anstand befahl. Auf strafbare Handlungen? Niemals. Auf ein süßliches, unmännliches, kränkliches Wesen, das am Hof seit langen Jahren bespöttelt wurde. Diese Herren sind durch hehre Freundschaft verbunden, wie man sie unter normalen Männern kaum findet. Spiritisten, Geisterseher, die auch mit der Majestät einen mystischen Kult treiben. Ein Einzelner dieses Schlages wäre zu ertragen. Eine Gruppe taugt nicht in unsere harte Zeit. Wenn an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ist es ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geisterringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Perversität und Perversität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung sind sehr verschiedene Dinge. Wir müssen uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Geschlechtsempfindung mannichfache Varietäten zuläßt. Ich will nicht daran mitschuldig sein, daß Deutschlands Ansehen noch ärger geschmälert und Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute der Kinädenmafel angeheftet wird. Ich habe sie bekämpft und gehöhnt, doch weder strafbaren Handelns bezichtigt noch auch nur beleidigt. Das ist auch in vielen Zeitungen anerkannt worden. Ich habe weder Veruf noch Neigung, die Triebe und Lüfte Anderer zu bekritteln. Hier hat sich um Politik gehandelt. Um Kaiser und Reich. Deshalb habe ich nie gefragt, wie die Herren Phili, Lütü, Willy Begierden stillen, die in ihrem Alter doch nicht mehr gar so wild sein können, und sie nie für strafällig, sondern nur als die dem Thron nächste Gruppe für schädlich gehalten (und mit mir dachten am Hof, in Ministerien, im Heer Hunderte so). Das wußten die Drei und ihr französischer Freund auch; wenigstens seit sechs Monaten ganz genau. Und fühlten sich, mit Recht, nicht in ihrer Ehre gekränkt." Diese Sätze waren am fünfzehnten Juni hier zu lesen. Als vor Gericht der Versuch unternommen wurde, durch künstliche Konstruktionen meine Worte über den Grafen umzudeuten, mußte ich mich vertheidigen. Mußte beweisen, daß der Kläger mit abnormen Männern verkehrt und ihre Abnormität gekannt hat; daß er selbst normwidrig veranlagt ist und sein Empfinden nicht zu bergen vermochte. Diesen Beweis sollte die Vernehmung der beiden Brüder Eulenburg und Hohenau, des Botschastrathes Lecomte und anderer Herren stützen. Sie kamen nicht. Der Kläger hatte sie nicht geladen. Die Namen Eulenburg, Hohenau, Lecomte stehen aber in der Klageschrift. Wer mir einen Vorwurf daraus macht, daß über Hohenau vor Gericht geredet wurde, schwagt ins Blau hinein. Nehmen wir einmal an, ich hätte den Grafen

Moltke wirklich falsch beurtheilt und obendrein wirklich beleidigt. (Dessen war ich Angeklagter.) warte es dann für Staatsrat und Strafmaß nicht wichtig, festzustellen, ob ich auch in der Beurtheilung der drei anderen, mit dem Kläger zusammen genannten Herren geirrt habe? Diese Feststellung war nicht zu umgehen. Sie wäre unvermeidlich gewesen, auch wenn wir in der Hauptverhandlung nicht die Thatsache zu beweisen versucht hätten, daß dem Kläger die Homosexualität seines Duzfreundes Hohenau bekannt war. Nach dem Paragraphen 244² der Strafprozeßordnung bestimmt zwar „in den Verhandlungen vor den Schöffengerichten das Gericht den Umfang der Beweisaufnahme, ohne hierbei durch Anträge, Verzichte oder frühere Beschlüsse gebunden zu sein.“ Das Gesetz ist aber (§ 377² StPO) stets verletzt, „wenn die Vertheidigung in einem für die Entscheidung wesentlichen Punkt durch einen Beschluß des Gerichtes unzulässig beschränkt worden ist.“ Da ist der Hort aller Angeklagten.

Was ist an dem Verfahren getadelt worden?

Erstens: Daß der Gerichtshof aus einem „jungen Amtsrichter“, einem Fleischermeister und einem Milchhändler bestand. Nur dieser Gerichtshof aber war für die Sache zuständig. Wollt Ihr Laienrichter? So lange die Strafprozeßordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich noch gelten, müßt Ihr sie wollen. Und dürft dann nicht zetern, wenn im Fall Hau Schwarzwaldbauern, im Fall Moltke-Harden Kleingewerbetreibende an der Rechtsprechung mitwirken. Die beiden Schöffen haben sich ruhig und würdig gehalten. Was sie gedacht, ob sie sich beim Votum getrennt oder den Vorsitzenden überstimmt haben, wissen wir nicht. Natürlich auch nicht, wie der Vorsitzende gestimmt hat. Dieser „junge Amtsrichter“, Herr Dr. Kern, ist in der Presse wie ein Schulknabe gescholten worden; in so unverschämtem Ton, daß Viele glaubten, die königliche Staatsanwaltschaft werde wegen Beleidigung des Gerichtes, insbesondere des Vorsitzenden, einschreiten. Es ist nicht geschehen. Wir dürfen aber nicht vergessen, was in großen Zeitungen gefordert worden ist: Umgehung, Beseitigung dieses Vorsitzenden; Eingriff oder Einwirkung der Präsidenten des Amtsgerichtes, Landgerichtes, Kammergerichtes. Also die schlimmste Kabinettsjustiz; die schamloseste Verletzung des Rechtes. Das haben angeblich liberale Männer verlangt. Gesetz, Verfassung, Rechtsgarantien, Unabhängigkeit der Gerichte: Spielzeug für Sonn- und Feiertage. Sept galt's, einen innig gehaßten Feindniederzubütteln. Der jüngste Assessor wäre den Leuten nicht zu jung gewesen, wenn er's gethan hätte. Herr Dr. Kern wurde geschmäht, weil er sich so objektiv hielt, wie die Amtspflicht heischte. Nur objektiv. Er hat beide Parteien zur Ordnung gerufen,

beiden Beweisangebote abgelehnt. Dem Kläger die Vernehmung einer Richtin und einiger Diensthoten, die bekunden sollten, was die Gräfin Runo Moltke vor zehn Jahren gesagt habe. (Solche Bekundung hielt das Gericht für unerheblich, weil sie die beeidete Aussage einer unbescholtenen Zeugin nicht entkräften könnte.) Dem Beklagten die Vernehmung der wichtigsten Zeugen. Drei, Baron Berger, Graf Reventlow, Dr. Liman, standen drei Tage lang vor der Thür des Gerichtssaales und wurden nicht zur Aussage hereingerufen. Ich habe keinen Grund, dem Amtsrichter einen Kranz zu winden. Die ihn sahen und hörten, können aber nicht leugnen, daß er die Verhandlung mit ruhigem Ernst leitete und Jedem sein Recht werden ließ. Als Schulmeister hat er sich freilich nicht gefühlt, sondern sich (wie jeder weise Richter müßte) gesagt, daß man, wo es sich nicht um einen Pappenstiel handle, nicht jedes heftige Wort tief erregter Menschen mit dem Bakel rügen dürfe. Von beiden Seiten sind harte Worte gefallen. Das war nur natürlich. Hat Herr Dr. Liebknecht vor dem leipziger Reichsgericht nicht in leidenschaftlicher Wallung aufgeschrien? Ließ man ihn in dieser musterhaft geleiteten Verhandlung nicht das Letzte sagen? Vor Jahren schrieb Herr von Vitz, in Norddeutschland habe der Angeklagte eine schlechtere Stellung als in irgendeinem anderen kultivirten Land. Alle sollten sich freuen, wenns allmählich besser wird. Besonders die Schreiber, denen bald ein Gerichtstag dämmern kann. Denkt an Zola! „Ich kenne das Gesetz nicht! Ich wills auch nicht kennen!“ Denkt an den Prozeß Peters. An die Behandlung der Sachverständigen und des Klägers, der immer wieder vom Beklagten ein „feiger Mörder“ gescholten wurde. Wißt Ihr, wie eine Tage lang wählende Gerichtsverhandlung, die in jeder Minute zu schärfster Gedankenkonzentration zwingt, die Nerven überreizt? Müßt Ihr Mordio schreien, wenn da ein schrilles Zufallswörtchen (das im abkürzenden, alle Uebergänge tilgenden Bericht viel ärger wirkt als im Saal) über die Lippe sprang? Nein: der „junge Amtsrichter“, den besangene oder falsch unterrichtete Kritiker so dreist, ohne Respekt vor seiner Robe, schelten durften, hat keinen Tadel verdient.

Nach meiner Ueberzeugung (die von vielen Juristen getheilt wird) hat er der Klage zu gläubig vertraut und Beleidigung gewittert, wo keine war. Begreiflich: er hatte, ohne eine Klagebeantwortung vor sich zu haben, das Hauptverfahren eröffnet und sah am Schluß der Verhandlung von der Höhe eines gelungenen Wahrheitsbeweises auf die Artikel zurück, deren Verfasser ihm der Beleidigung „hinreichend verdächtig“ erschienen war. Gegen die Vertreter der Klage ist er dann vielleicht ein Bißchen mißtrauisch geworden. Weil sie Manches bestritten, das auf die Dauer nicht zu bestritten war. (Grund des Abschieds-

gejuchet; Bergers Vermittlung; Duzfreundschaft mit Hohenau; Bekanntschaft mit Lynar; langjähriger Verkehr mit Lecomte; und so weiter.) Weil sie sich gegen den Wahrheitbeweis sträubten, der allein doch hier wesentlich sein konnte. Nehmen wir an, ein Theaterkandalschreiber habe behauptet, die Sängerin Müller sei die Geliebte des Rentiers Schulze. Fräulein Müller klagt, beruft sich aber nicht auf Schulzes Zeugniß. Den läßt nun der Beklagte laden; hinterlegt nach der Vorschrift (§ 219 StPD) für ihn Reisegeld und Versäumnisgebühr. Schulze kommt nicht. Fräulein Müller will ihn auch nicht vor der Barre haben. Wird der Richter nicht denken: Da stimmt Etwas nicht? In meinem Fall war zu erwarten, daß der Kläger als ersten Zeugen den Fürsten Eulenburg benennen werde. Er that's nicht. Ich ließ den Fürsten laden. Er kam nicht; schickte Atteste. Der Kläger beantragte nicht, die Verhandlung auf eine Zeit zu vertagen, wo sein Freund vernehmungsfähig sein werde. Warum nicht, da dieser Freund in der beeideten Aussage der Zeugin Frau von Elbe doch den breitesten Raum einnahm, nur sein Eid die Glaubwürdigkeit dieser Aussage (und der des Herrn von Kruse) ernstlich zu erschüttern vermochte? Auch Herr Lecomte kam nicht und wurde vom Kläger nicht herbeigewünscht. Und den Antrag, die Grafen Hohenau und Lynar (die ich vergebens geladen hatte) zu vernehmen, stellte der Vertreter der Privatklage erst, als nicht mehr darauf zu rechnen war, daß diese Herren vor einem deutschen Gericht erscheinen würden. Das Alles vergessen die Leute, die dem Gerichtshof Unfreundlichkeit gegen den Kläger vorwerfen; und vergessen obendrein, was die Beweisaufnahme ergab.

Zweiter Tadel: die Oeffentlichkeit ist nicht für die ganze Verhandlung ausgeschlossen worden. Meine Schuld? Ich habe kein Wort darüber gesagt; hätte auch nichts erreicht. Die Oeffentlichkeit kann ausgeschlossen werden, wenn die Verhandlung „eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt.“ Löwe sagt: „Ob die Beforgniß einer Gefährdung begründet sei, unterliegt dem Ermessen des Gerichtes; die Anträge und Erklärungen der Prozeßbetheiligten sind dabei nach keiner Richtung hin maßgebend.“ Aber auch: „In der Oeffentlichkeit findet das Gesetz eine Gewähr für die Richtigkeit der Entscheidung.“ In der Klage stand: „Niemand vermag Ungünstiges über den Privatkläger auszusagen.“ Warum sollte das Gericht also die Oeffentlichkeit von vorn herein ausschließen? Der Kläger hatte, nach seiner Versicherung, nichts zu fürchten, der Beklagte, nach öffentlicher Beschuldigung, das Recht auf öffentliche Beweisführung. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit muß immer Ausnahme bleiben. Die Zeitungleiter können im eigenen Haus ja nach Willkür Censur üben. In unserem Fall haben sie mit den Prozeßberichten erst viel Geld verdient (die

Blätter, erfuhr ich, gingen wie warme Semmel weg) und dann gar beweglich über die Pflicht geklagt, „solchen Schmutz ins deutsche Haus schleppen zu müssen“. Pflicht? Sie konnten weglassen, was ihnen beliebte; wollten auf großen Abjaß aber nicht verzichten. (Zu dem Kapitel vom „aufgewirbelten Schmutz“ ein paar Fragen. Habe ich ihn dahin geschafft, wo er lag? Sollte er da liegen bleiben? Ist's nicht besser, daß er aufgewirbelt wurde? Fragt jede ordentliche Hausfrau oder Magd. Und fordert die Regierung auf, für einen Vakuumreiniger zu sorgen.) Seit wann hat die Presse sich denn zur Pruderie bekehrt? Die Fälle Montignoso und Koburg, Buttikamer und Peters haben doch wohl Bikanteres ans Licht gebracht: und kein keusches Herz hat gejammert. Keins erbebt, wenn im Lokaltheil von Dirnen und Zuhältern, Kinderschändlern und Vätermördern erzählt wird. Vor oem Schöpfengeischt wutet ergrüßhaft über Psychopathia sexualis gesprochen. Ein schreckendes, nicht ein lockendes Bild gezeigt. Diese Verhandlung konnte dem (in Deutschland schon allzu großen) Urningheer keine Rekruten werben. Nach meiner Ueberzeugung die Sittlichkeit nicht gefährden, sondern kräftigen. (Für die scheußlichen Roheiten mancher Witzblätter und Postkarten ist das Gericht nicht verantwortlich.) Und was wäre, gerade in diesem Fall, geglaubt und, nicht nur im Ausland, für erwiesen genommen worden, wenn man hinter verschlossenen Thüren verhandelt hätte? Wäre die Verherrlichung des „alten Soldaten“ dann möglich? Das Gericht hat, wie mir scheint, Nutzen und Nachtheil der Deffentlichkeit richtiger gemessen.

Für den Theil der Verhandlung, der die potsdamer Gräuel betraf, wurde die Deffentlichkeit ausgeschlossen. „Doch nicht für die Presse?“ riefen drei Dugend Journalisten. Ihrem Bitten gab der Vorsizende nach und ließ sie im Saal. Sonst hätten die Leser von der Heiligenseegegeschichte (die zur Sache, zum Beweisthema gehörte) nichts vernommen. Das paßt zum Ganzen. Man will dabei sein, berichten und dann züchtig die Hände falten. Als Herr Dr. Kern sich entschloß, dem Taft der Schreiberzunft zu vertrauen, ahnte er nicht, daß sie ihm bald danach mit grober Geberde vorwerfen werde, er habe durch die Wahrung der Deffentlichkeit das sittliche Empfinden Audeutschlands verlegt.

Noch weniger konnte er ahnen, daß sie ihn tadeln werde, weil er einen Wahrheitbeweis zugelassen habe, den er, beim besten Willen, gar nicht abzuschneiden vermochte. Alles auf den Paragraphen 185 schieben? Der ist, nach Litz, nur anwendbar, wenn „es sich um ein Urtheil des Beleidigenden selbst, nicht nur um die Herbeischaffung der Grundlage für das Urtheil Anderer handelt“. In meinen Artikeln steht kein Wort, das den Kläger beleidigen konnte. Kein allgemeines Werthurtheil. Sie enthalten, bei ungünstiger Deutung,

Thatfachen, die konkret genug sind, um bewiesen werden zu können (wie jede Wesensvarietät); durch Zeugnisse oder Indizien. Auch war die Klage auf den Paragraphen 186 gestellt, dessen Strafnormen nur anzuwenden sind, wenn die behauptete Thatfache nicht erweislich wahr ist. Und daß hier die Wahrheit gesucht, nicht etwa mit List und Schlaubeit eine Strafe herausgeschlagen werden sollte, mußte Jeder annehmen. Jeder Ehrliche; nicht der Preßfechter für das Verfassungrecht, in Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. Der hatte im Fall Harden vier fromme Wünsche: Bestellung eines klüglich ausgewählten Blutrichters; Ausschluß der Oeffentlichkeit; Ablehnung des Wahrheitsbeweises; Verurtheilung, Verfassung, Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichte, Oeffentlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung: das Alles ward spottbillig ausgerufen. Vor der Urtheilsvorkündung auf den Gerichtshof und die Aufsichtbehörde mit Demagogemitteln einzuwirken versucht. Die Schimpfartikel könnten für die Reform des Strafgesetzes und des Strafprozesses lehrreiches Material liefern; sie zeigen, wie ernst die Besorgniß um Volksrechte und Volksgerichte bei den Liberalsten ist. Dreyfus? Das war ganz was Anderes. Und Hau hat ja nur eine alte Frau gemordet. Der im Grunewald aber . . .

Noch Eins. Dreyfus und Hau hatten Bertheidiger, die sich zügellos gehen ließen, Gegner, Zeugen, Gerichtshof gröblich beleidigten: sie wurden als Helden gefeiert. Justizrath Max Bernstein aus München wird, weil er sich am vierten Verhandlungstag von seinem Gegenstand hinweisen ließ, aus hundert Meinungskanälchen mit Unrath bespült. Ein Mann von ernstester Sachlichkeit; doch auch von sprühendem Witz und echter, natürlicher Eloquenz. Drei Tage lang der Liebling der in den Saal gepferchten Menge. Draußen später begeistert; weil er am Ende ein paar allzu derbe Worte gesprochen, ein paar Wendungen zu wihig pointirt, sein Bajuvarentemperament nicht straff genug gezäumt hatte. Darf man über eine Rede urtheilen, von der im Bericht nur der zehnte Theil, nur der grasseste wiedergegeben werden kann? Die zwei Stunden gedauert hat und die in zehn Minuten gelesen ist? Im Saal hat sie ganz anders gewirkt als auf dem Holzpapier. Herr von Gordon, der ein guter Jurist ist und auf ungünstigem Posten stand, hat den Beklagten beleidigt; in der Zeitung die falsche Behauptung aufgestellt, eine militärische Untersuchung habe die Reinheit seines Klienten erwiesen, der sich „seines großen Ahnen“ (wirklich: Ahnen) „durchaus würdig gezeigt hat“; und so weiter. Thut nichts. Aber Bernstein, der die Mittelchen der Skandalanwälte verschmählt (und verschmähen darf), wird, weil er seiner Empörung in der letzten Stunde Luft macht, wie ein Winkelkonjulent schlechtesten Sorte behandelt. Hat er das Zeugniß des Deut-

schen Kaisers verlangt? Sein Gegner hatte diesen traurigen Einfall. Hat er sich gegen Beweiñanträge gesträubt? Sein Gegner thats. Hat er seinen Mandanten gerühmt? Sein Gegner thats. Darf der Verteidiger dem Kläger Unwahrhaftigkeit vorwerfen? Er darfs, wenn er die Behauptung als wahr erweisen kann; und thut's täglich ungerüffelt in deutschen Gerichtssälen. Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz und Gericht sind alle Bürger gleich und haben den selben Anspruch auf Schutz ihrer Rechte. Hier hieß der Verteidiger Bernstein; und ist, wie der Vertheidigte, eines Israeliten Sohn (wie der Vertheidigte freilich auch dem Judenthum immer fremd geblieben). Das genügt. Ich bin längst gewöhnt, als ein mauchelnder Spig vorgeführt zu werden; da ich einsam lebe, mag Mancher die Karikatur für ähnlich halten. Daß Bernstein (der Erfinder des Rosenthal im Lustspiel „Hertha's Hochzeit“, über den Berlin so lange gelacht hat) durchaus nicht jüdisch, sondern bayerisch wirkt, haben adelige Arier im Gerichtssaal sehr laut gesagt.

Nach den Anwälten die Zeugen. Frau von Elbe, die früher Gräfin Kuno Moltke hieß. Sie ist ungefähr von den selben Preshelden beschimpft worden, die vorher so tapfer an dem Fräulein Olga Molitor ihr Mütchen gekühlt hatten. Grund? „Sie mußte die Aussage verweigern.“ Daß sie nicht durfte, nach dem Gesetz einfach zur Zeugenaussage gezwungen war und diesen Zwang als eine furchtbar harte Nothwendigkeit empfand, wird nicht erwähnt. Sie soll rachsüchtig sein. Nie habe ich eine Spur davon an ihr bemerkt. Sie soll ihre Aussage mit leidenschaftlichem Ingrimm hervorgesprudelt haben. Wer im Saal saß, weiß, daß sie zuerst gar nicht zum Reden zu bringen war, dann, unter Thränen, mit beinahe unhörbarer Stimme sprach; nur auf Fragen Antwort gab; fast nur mit Ja und Nein; daß sie Alles abwies, was sie nicht mit sicherer Zuversicht auf ihren Eid nehmen konnte. Sie hat nichts unterstrichen; und Manches nicht ausgesprochen. Und wie wurde sie vor Gericht von dem geschiedenen Ehemann belämpft? Mit alten Briefen, die das Elend ihres gräßlichen Lebens zu lindern, fremdem Auge zu bergen versuchten. Mit der Behauptung, ihre erste Ehe (mit einem Schwerkranken) sei durch ihre Unverträglichkeit getrübt worden und ihren zweiten Mann (einen Offizier und Flügeladjutanten des Kaisers!) habe sie geprügelt. Mit der Andeutung, Alkohol habe ihren Sinn verwirrt und ihre Gier habe mehr gefordert, als ein Altern der gewähren konnte. Mit Dienstbotentratsch und dem (widerrufenen) Zeugniß einer französischen Gesellschafterin. All diese Mittel versagten. Die Persönlichkeit der noblen, stillen Dame wirkte so stark, daß die Angreifer bald erlahmten. Jeder fühlte: diese Frau spräche um keinen Preis hier ein unwahres Wort. Und wie ein

junger Held harrte, in Noth und Pein, ihr Sohn neben ihr aus; ihr Schützer in diesem Raum. Selten ward einer Frau Grausameres zugemuthet. Was ihre Schuld? Von meinen Absichten wußte sie (von der ich fast drei Jahre lang nicht gehört hatte) nichts; von meinen Tethden erfuhr sie nur aus diesen Blättern. Nun mußte sie, als beeidete Zeugin, die Wahrheit sagen. Meine Schuld? Ich war von einem Mann, der meine Auffassung seiner Weisensart seit mindestens elf Monaten kannte, angeklagt, ihn öffentlich normwidrigen Empfindens beschuldigt zu haben. Ich mußte den Wahrheitbeweis führen und für dessen ersten Theil Frau von Elbe, deren Mutter und Sohn als Zeugen benennen. Das Gericht hat gefunden, daß dieser Beweis ausreiche, um nicht nur das von mir Geschriebene, sondern auch das vom Baron Berger Referirte völlig zu decken. Und so dachten schon am zweiten Verhandlungstag Hunderte im Saal; auch die Berichterstatter.

Der Scheidungsprozeß hat auf der Frauenehre der Gräfin Moltke keinen Makel gelassen; nicht den winzigsten. Die Ehe, deren Trauzeugen der Kaiser gewesen war, ist von dem Gericht Erster Instanz getrennt worden, weil es dem Grafen glaubte, daß seine Frau ihn strafbaren Verkehres mit dem Grafen Philipp Gulenburg beschuldigt habe. Die Gräfin hat mit aller Energie, deren die damals Leidende fähig war, bestritten, daß sie ihren Mann solchen Umganges verdächtigt, dessen Möglichkeit auch nur gekannt habe; keinen Wahrheitbeweis versucht, sondern sich der Scheidung widersetzt. In der Zweiten Instanz, die, nach der erweislichen Angabe des Referenten, anders geurtheilt hätte, kam zwischen den Gatten dann zu einem Vergleich. Seitdem wollte die Frau nur Ruhe haben; nie wieder an die unselige Zwitterinnertsein, die sie zwischen zwei Freunde gestellt hatte. Kein Wort, keine Miene hat je eine Regung der Rachsucht verrathen. Stöckständig, tapfer, christlich, deutsch, eine Frau zu schmähen, die ausspricht, was sie nicht hehlen darf?

Der Gerichtshof hat für wahr genommen, was die Zeugin (im wichtigsten Punkt vom deutlichen Gedächtnißbild ihres Sohnes unterstützt) als die Stimmungen, Aeußerungen (mündliche und schriftliche), Verkehrsformen, Zumuthungen und Unterlassungen zweijährigen Ehelebens bekundet hatte. Der Gerichtshof konnte mehr hören, wenn er mehr fragte; auch mehr Zeugen vernehmen, zur Familie gehörige und fremde. Er hatte genug. Wird seine Unparteilichkeit bestritten? Hatte er Etwas gegen die Excellenz? Wer nicht im Gerichtssaal saß, nicht vier Tage lang den Kläger und die Zeugin vor Augen hatte, sollte sich hüten, sein Urtheil über das unbefangener Richter zu stellen.

Auch Herr Dr. Hirschfeld war als Zeuge geladen und wurde erst in der Hauptverhandlung als Sachverständiger vorgeschlagen. Die Gegenpartei

widersprach nicht. Auch er wird jetzt durch alle Kloaken geschleift. Warum? War er mit bestimmtem Auftrag gemiethet? Er hat die gesetzlich ihm zustehende Entschädigung erhalten; nicht mehr. Niemand wußte (er selbst nicht vor der Verhandlung), wie sein Gutachten ausfallen werde; eine der wichtigsten Fragen (Schädlichkeit einer Gruppe abnorm Empfindender) hat er im Sinn des Klägers beantwortet (der ihm nach Schluß der Verhandlung die Hand drückte) und in jedem Wort das Streben nach Objektivität gezeigt. Als Beichtvater und Schirmherr der Homosexuellen hat er große Erfahrung; die größte in Europa, schrieb neulich der bekannte Psychiater Naef, der Leiter der Anstalt Hubertusburg. Er sieht in dem Verworfenen einen vollwertigen Menschen. Ist ein Fanatiker (von der weichen Art) und kann deshalb noch leichter irren als nüchterne Köpfe. Doch von Keinem, der ihn genau kennt, habe ich je Zweifel an der Ehrlichkeit und Sachkunde des Mannes gehört. Seine Agitation kann ich nicht mitmachen; denn die Ausbreitung, die Hüttschelung der Homosexualität dünkt mich eine ernste Gefahr für Deutschlands Männervolk. Vor Gericht aber ist er nicht Agitator, sondern Arzt; und kann bekämpft, doch nicht wie ein Pflücker behandelt werden. Als ein Versuch, sein Gutachten zu ergänzen, mihlungen war, habe ich beantragt, die beiden Herren zu vernehmen, die als Kriminalkommissare täglich mit Abnormen aller Schichten zu thun haben (die Herren von Treckow und Dr. Kopp) und der Verhandlung vom Anfang bis zum Ende beigewohnt hatten, oder Herrn Dr. Albert Roll, Hirschfelds berühmtesten Gegner, als Sachverständigen zu berufen. Beide Anträge sind abgelehnt worden. Die ruhige, milde Darstellung Hirschfelds hatte den Richtern genügt.

Der Zeuge Bollhardt, der die Grafen Hohenau und Lynar größten Mißbrauches der Dienstgewalt beschuldigt hat, soll als Soldat und später als Civilist Uebles getrieben und sich Gefängnißstrafe zugezogen haben. Ist sein Zeugniß deshalb für falsch zu halten? Er hat sich freiwillig gemeldet, nicht einen Pfennig mehr, als ihm nach der Bestimmung zustand, gefordert noch gar bekommen und über Einzelheiten berichtet, die er nicht erfunden haben kann. Der Gerichtshof hat ihn beidert, sein Zeugniß aber nicht für die Urtheilsfindung verworfen. Die Forderungen der beiden Grafen sind leider ja erwiesen. Ist wunderbar, daß der arme Teufel, den so hohe Herren an Sekt gewöhnten, von dem sie sich duzen und beim Vornamen rufen ließen, nach solchem Erlebnis im Alltagsdrang entgleiste? Solche Mißleitete gerathen, wie verlaufene Mädchen, leicht in Prellerei und Hochstaplerthum. Ruß die wüste Ueppigkeit des Savoiendaseins sie nicht entfittlichen? Seltsam dünkt mich nur die Forderung, ein Zeuge und Mitthäter dieser Thaten solle ein fleckloser Gentleman sein.

Schwarze Kunst.

Nach dem Freispruch (der nicht etwa überraschend wirkte, den berühmte Kriminalisten, Staats- und Rechtsanwälte, schon während der Verhandlung vorausgesagt hatten) haben Tausende, Männer und Frauen, Künstler, Industrielle, Offiziere, Beamte, Lehrer, Handwerker, Männer der Wissenschaft und Tagelöhner, mir, auf der Straße und im Haus, in Depeschen, Briefen, auf Karten, ihre Freude über das Urtheil ausgesprochen; ihre Freude darüber, daß der Höchste im Land sich von ungeeigneter Gesellschaft schnell befreit habe und in Deutschland das Recht keinen Standesunterschied kenne. Ein Privatmann hatte gegen Mächtige den Kampf gewagt und bestanden: Das begeisterte Viele für ein paar Stunden. „Run kommt bessere Zeit“. „Die Unfruchtbarkeit dieser traurigen Jahre ist jetzt ja erklärt“. „Der Kanzler kann Ihnen dankbar sein“. „Auf geradem Weg zu aufrichtigem, vernünftigem Konstitutionalismus“. „Adel und Heer werden die Säuberung freudig begrüßen“. Nur patriotische Worte. (Wer sich überzeugen will, kann die Telegramme und Briefe lesen.) Dann brach die Schlammsluth herein. Nie ist über einen Aktienschwinder, einen Lustmörder geschrieben worden wie über mich. *Le dernier des derniers*. „Der kân pit für Sexualfittlichkeit!“ Ist mir nie eingefallen. Weder Neigung noch Beruf drängen dahin. Der öffentlich kontrollirbare Ehrbegriff, allzu oft habe ichs gesagt, reicht nur bis an den Kabel; was weiter unten geschieht, geht links und rechts keinen Fremden an. Nicht Unfittlichkeit habe ich bekämpft, sondern krankhaftes Wesen. Das Privatleben, das Euch so heilig ist, erst entschleierte, als ich im Gerichtsfoal dazu gezwungen war; vorher nicht ein Zipfelnchen gelüftet, trotzdem Euer Schimpf mich im Juni laut genug provoziert hatte. Auch nicht Persönliches mit Politischem vermengt. Habe ich Peters, Buttamer, Singer denunzirt? Je hier über die fürchterliche „Kamarilla“ gestöhnt? Niemals. Personen mußten weg; Personen, die dem Reich und dem Kaiser Gefahr und Skandal bringen konnten. Deshalb habe ich sie, als Personen, angegriffen. Mit Recht? Darüber brauchte kein Schöffengericht zu entscheiden. In seiner Deutschen Agrarzeitung hat Herr Edmund Klapper gesagt: „Seit der Kaiser längere Vorträge von den zuständigen Instanzen gehört und daraufhin sein Urtheil gesprochen hatte, war mir Alles klar. Keine Gerichtsverhandlung der Welt kann reichlichere, bessere, sicherere Aufklärung bieten, als sie dem Kaiser, in solchem Fall, bei solcher Wendung, durch seine Rätthe werden kann.“

. . . Ich kann heute nur noch den mir freundlich Gesinnten danken. Die Anderen mögen weiter schimpfen. Und sich einstweilen der Thatsache freuen, daß ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil vernichtet worden ist.



Peter Behrens.

In dieser Zeit der Halbbildung und des Halbwillens erscheint einsichtsvolle Energie immer schon wie Talent, klare Vernunft wie genialische Erkenntnis- kraft und interessierte Sachlichkeit wie entflammte Idealität. Ein gebildeter und dabei schlicht verständiger Mann darf Ministern in ihre Arbeit reden, Künstlern Rathschläge geben, den Kaufmann moralisiren und den Handwerker korrigiren, ohne befürchten zu müssen, als anmaßender Thor zu erscheinen. Denn überall wird heute der einfache Sachlichkeitgedanke so sehr mißachtet, jede Arbeit steht so sehr unter der Herrschaft irgendwelcher Vorurtheile, daß sich Jeder, der das Wesentliche zu sehen vermag, der Allgemeinheit gegenüber auf einem höheren Standpunkt findet. Den Bürgern dieser Zeit fehlt die Kraft zur Objektivität. Da Jeder sich nur für seine und seiner Nächsten Existenz sorgt, im wilden Erhaltungskampfe nur daran denkt, sich rücksichtslos zur Tafel der Genüsse zu drängen, so geht der Gemeinschaft die soziale Würde verloren. Wo aber Würde fehlt, da giebt es kein Selbstgefühl; ohne Selbstgefühl ist soziale Selbstlosigkeit undenkbar; und ohne diese ist wahrhafte Objektivität unmöglich. Darum heben sich die festen Charaktere, die selbstlos Vollenden wie geniale Persönlichkeiten oft von der Masse ab. Allein, daß sie erstreben, was weniger Bezug zu ihrer Person als zum sozialen Gedanken hat, macht sie zu Führern, zu Organisatoren, zu Synthetikern.

Daß es sie in gewissem Sinn sogar zu Künstlern machen kann, wird Einem heute besonders deutlich auf den Arbeitsgebieten, die der architektonischen Kunst gehören. Die Kunstarbeiter, die sich im letzten Jahrzehnt so glücklich im Kunstgewerbe und in der Baukunst zusammengesunden haben, waren oft weniger durch Talent legitimirt als durch reine Absichten. Sie haben in wenigen Jahren zu leisten vermocht, was ein halbes Jahrhundert hindurch reicheren Begabungen versagt blieb, weil sie sich einer sozialen Reformidee, einer ethischen Triebkraft hingeeben haben und weil ihnen darum das objektiv Nothwendige von selbst einfiel, wo jene Anderen ohne innere Nöthigung ihr Talent an Willkürlichkeiten verschwendeten. Ihre Arbeit konnte fruchtbar werden, weil sich ihre sachlich gerichtete Selbstlosigkeit in der selben Idee, nämlich im Objekt, begegnen mußte und weil sie einander darum helfen konnten, wo das größere Talent sich so lange im Milieu der allgemeinen Selbstsucht isolirt und damit halb gelähmt sah. Bescheidenen Begabungen, schwachen Erfindern, phantasiearmen Bildnern ist darum schon das Vorbildliche gelungen; manchmal genügte der Wille zur Einfachheit, zur Phrasenlosigkeit, um schöne Erfolge zu erringen.

Sieht sich der wenig Begabte durch den Segen einer selbstlosen Objektivität so gefördert: um wie viel mehr kann das Talent Nutzen daraus ziehen. Frei-

lich wird ihm die ethische Entscheidung schwerer gemacht; denn alles Talent ist etwas Zweifelsneidiges. Verbindet es sich entschlossen einer moralischen Energie, so kann es seine Produktivität leicht bis zum Genialischen steigern; berauscht es sich aber an sich selbst, an der Fülle leicht zufließender Einfälle, so führt es leicht noch tiefer hinein in den Wirrwarr der Unsachlichkeit. Heute ist die Situation in der Baukunst so, daß man sagen darf, es komme bei mancher künstlerischen Aufgabe weniger auf Talent an als auf Charakter. Was Morris als Maler und Kunsthandwerker, was Ruskin als Dichter geleistet hat, wäre nicht unerseßlich; nicht zu ersetzen aber sind diese Männer dem Jahrhundert als befreiende, neue Konventionen bildende Moralisten. Dennoch sind neben ihnen auch wieder Originaltalente unentbehrlich, weil nur diesen formenbildende Fähigkeiten eigen sind, weil nur sie die Sachlichkeitidee in eine Kunstidee restlos verwandeln können und weil dieser Umwandlungsprozeß nöthig ist, um dem ethisch Begonnenen ästhetische Dauer zu verbürgen.

Alle unsere bedeutenden modernen Kupfkünstler sind denn auch Beides: Künstler und soziale Moralisten. Das läßt sie so stark wirken. Es ist charakteristisch für sie, daß sie mit großer Leidenschaft Eins immer durchs Andere sind, daß Talent und ethischer Wille einander zu neuen Thaten stacheln. Vor Allem ist Das der Fall bei den wenigen wahrhaft Führenden, bei Van de Velde und Peter Behrens, bei Obrist, Endell und Pankof. Vielleicht wären mit Vorbehalt noch zwei oder drei Namen zu nennen. Sehr groß ist dann freilich die Schaar der Sekundären, der Populartypen, die, in sehr charaktervoller und talentvoller Weise, dem gemeinsamen Gedanken dienen, von den Anregungen jener Primären oder auch von englischen und schottischen Ideen ausgehen und, Jeder in seiner Art, etwas Eigenes nützlich hinzuthun. Die letzte leidenschaftliche Hingabe darf man aber bei ihnen nicht suchen; denn es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung in dieser merkwürdigen Bewegung, daß die Stärke des Talentens und die Stärke des ethischen Willens immer genau übereinstimmen. Ja, vielleicht giebt es hier gar keinen Dualismus. So wird es erklärlich, daß diese Fünf noch innen einen starken Einfluß üben, nach außen aber nicht die Anerkennung finden, die sie verdienen. Der Menge sind sie zu schroff, zu unbedingt. Van de Velde ist berühmt, aber eigentlich nur als Propagator; Obrist, der erste FahnenSchwinger in Deutschland, ist fast vereinsamt; Pankof und Endell sind kaum bekannt. Und auch Peter Behrens wird nicht beschäftigt, wie es wünschenswerth wäre.

Und doch ist gerade dieser Künstler innerhalb seiner Sphäre weiter gelangt als irgend Einer neben ihm. Weiter in der Richtung auf die Baukunst, wohin das ganze neue Kunstgewerbe gravitirt. Es konnte ihm gelingen, weil er nicht so schwer am eigenen Talent zu tragen hat wie die Anderen. Ihn drückt das Problem nicht so faustisch schwer; nicht, weil er weniger will, sondern, weil er das Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen sucht. Van de Velde, Obrist,

Vankol oder Endell erscheinen immer ein Wenig wie Instrumente ihres über sie verhängten Willens, wie Geschöpfe, ja, oft wie Marionetten ihrer Ueberzeugung und Begabung. Behrens steht freier über den eigenen Absichten. Jene sind mehr Spiritualisten als er, Sie sahen eine ungeheure Aufgabe vor sich: eine neue Baukunst, also eine neue Kultur; und sie arbeiten, angeichts dieses Zieles, das der Kraft des Einzelnen nicht erreichbar ist, in einer grundlegenden, vorbereitenden Weise. Sie schaffen Formkeime, konkrete tektonische Bildungen eines neu sich beginnenden Kausalitätsempfindens, aus denen reife Bauformen einst hervorgehen können. Vorbereiter sind sie mehr als Vollender, mehr Denker, Erfinder, Grübler und Poeten ihres Kausalitätsempfindens als praktisch organisirte Architekten. Behrens geht nicht in dieser Weise von unten nach oben, vom Einzelnen aufs Ganze vor. Sein Temperament verbietet ihm das Verweilen bei den Fundamentirungsarbeiten; denn sein Wesen ist so sehr auf das Bedürfnis nach repräsentativen Ganzheiten gerichtet, daß er nicht denkend wartend mag, bis eine Kunstkultur aus tausend Faktoren langsam wird, sondern daß er alle Theile, die er brauchen kann, zu einer Harmonie zusammenzwingt. So ist er in der That zu etwas Abgeschlossenem gelangt, zu einer lebendigen Harmonie. Freilich kann diese nicht ganz ohne den Charakter des Vortäufeligen sein, kann nicht so reich, so überzeugend organisch in Erscheinung treten wie die Harmonie, die den Anderen vorschwebt. Behrens konnte nur dadurch fertig werden, daß er an die Stelle der noch ungeschaffenen, aus tausend Faktoren historisch sich einst ergebenden Konvention halb eklektizistisch eine künstlerisch gedachte Konvention setzte; nur dadurch, daß er bis zu gewissen Graden auf Originalität im Einzelnen verzichtete, um das Ganze zu haben. Er verlor dabei an innerer Natur; aber er gewann, was nur so zu gewinnen war: die Herrschaft eines praktischen Architekten. Von einem Mehr oder Weniger darf man nicht sprechen, wenn man seine Art mit der jener Anderen vergleicht. Es ist sogar gut, daß die große Arbeit von zwei Seiten zugleich angegriffen wird. Denn ist Behrens immer in Gefahr, sich, mit absichtlicher Beschränkung der Erfindungskraft, der durch historischen Eklektizismus gewonnenen Einzelheit hinzugeben, so droht Van de Velde, Obrist, Vankol und Endell stets die Gefahr, die Gedanken an das architektonische Raumganze über den Bemühungen um plastisch malerische Einzelwerthe zu vergessen.

Dieser Punkt ist wichtig; von ihm geht die Scheidelinie aus, die die ganze moderne architektonische Kunst in zwei Lager theilt. Der Gegensatz zwischen Behrens und Van de Velde ist symbolisch. Behrens ist wenig berührt worden von den viel Kraft absorbirenden Prinzipienkämpfen um das neue Ornament, um die Fragen: Floral oder linear? Naturform oder abstraktes Kräfteymbol? Auch hat er sich innerlich wenig an Fragen wie diesen betheilig: Zweckform oder zwecklose Schönheitsform? Formbildendes Bedürfnis oder erfindende Phan-

tasie? Sein Instinkt hat ihn immer zur Betonung des Repräsentativen angehalten, hat ihn sofort geistig erhöhen lassen, was der auf den Zweck gerichtete Sinn fand und erfand. Das heißt: Behrens ist als Architekt nie eigentlich Naturalist gewesen. Er unterscheidet sich von den Wienern, weil er von vorn herein stilistisch denkt, wo Diese nur den Schein des Stiles erwecken, indem sie ein geradliniges Nichts, einem ideenlosen Zwecknaturalismus mit ornamentalem Zierrath behängen. Diese klare Entscheidung hat Behrens viele Umwege erspart, hat seiner Art aber auch die Fülle versagt, die mit dem über Irthümer errungenen Sieg verbunden ist. Behrens theilt freilich mit seinen Arbeitgenossen den Sinn für Zweckmäßigkeit, die Lust, Kunstwirkungen unmittelbar aus dem sachlich Gegebenen abzuleiten. Das ist aber eine selbstverständliche Voraussetzung der neuen architektonischen Bewegung überhaupt. Das Persönliche seiner Art besteht darin, daß der Drang zur würdig schönen, repräsentativen Form in ihm von je der stärkere war und daß er darum, unbeforgter als ein Anderer unter den Gleichstrebenden, in die Kunst der Vergangenheit greifen durfte. Es war ein gefährliches Wagniß, den modernen Grundsätzen diese Belastungsprobe zuzumuthen; doch ist es geglückt, weil diesem Künstler starke ordnende Fähigkeiten eigen sind und weil man nie vor seinen Werken vergißt, daß das Historische nur eines modernen, eines lebendigen Kunstbedürfnisses wegen da ist.

Behrens giebt sich ganz dem Problem des Raumes hin. Van de Velde oder Obrist beschäftigt die Form (Das heißt: die Zelle des Raumes); sie denken plastisch-tektonisch und oft auch nur begrifflich-malerisch. Behrens denkt geometrisch-architektonisch. Ihre Formen wachsen wie Naturorganismen, schwellend im Raum; die Einheit bei Behrens ist der auf Zahlenharmonien beruhende, nur geometrisch verstellbare Lustkubus. Sie sind wie Musiker, die Melodien erfinnen, worin die Harmonielehren instinktiv befolgt und erweitert werden; Behrens gleicht einem Musiker, der durch die neue, lebendige Anwendung eines Kanons zu seinen Schöpfungen kommt. Den Erfindern steht Behrens als Systematiker gegenüber. Das gerade macht ihn zum erfolgreicheren Architekten. Auch darum, weil seine neutralere Arbeitsweise ihm erlaubt, viele Helfer mit ähnlich gerichteten Tendenzen um sich zu versammeln, wo die Anderen Alles selbst machen müssen, wenn sie eine Harmonie erzielen wollen.

Wie die meisten modernen Kuptkünstler, ist Behrens von Hause aus Maler. Als Maler hat er freilich eine kurze Epoche des Naturalismus durchgemacht. In dem selben Jahr, wo Ringer in der Großen Berliner Kunstausstellung sein Bild „L'heure bleue“ ausgestellt hatte, sah man von Behrens einen Jecher, der beim gelben Lampenschein vom blauen Morgenlicht überrascht wird. Die berliner Kritik sprach damals von den beiden Bildern als vom „blauen Glück und blauen Glend“. Bald darauf zeigten sich Spuren des Willens zum Stil. Die Bilder der nächsten Jahre waren durchaus dekorativer

Art; aus dem Blaumaler war ein „Idealist“ geworden, der Menschenkörper im Raum freistehend ordnete. Diese Wandlung konnte nicht erfolgen, ohne daß die Farbe hinter die Linie zurücktrat. Dem linearen Prinzip gab Behrens sich noch unbedingter hin, als er seine großen, bekannt gewordenen Holzschnitte schuf. Bald darauf that der Staffeleimaler den entscheidenden Schritt zum gewerblich anzuwendenden Ornament. Das geschah gerade, als die kunstgewerbliche Bewegung überall mit leidenschaftlicher Kraft einsetzte, und bald sah man Behrens denn auch mitten darin nach neuen Arbeitmöglichkeiten ausschauen. Anfangs zogen Andere mehr die Blicke auf sich. Als Ornamentiker und experimentirender Kunsthandwerker konnte Behrens zuerst als ideenarm gelten. Er entfaltete sich erst, als er zur Architektur durchgedrungen war. Das war in erstaunlich kurzer Zeit geschehen. Was der Fachmann in regelmäßiger Entwicklung in zehn bis fünfzehn Jahren erlernt, hat Behrens in dem fünften oder vierten Theil dieser Zeit geleistet. Und er ist zugleich über die geltende Berufsidee hinausgewachsen als ein Reformator. Als er 1901 auf der Mathildenhöhe in Darmstadt sein Ausstellungshaus baute, war er ein praktischer Architekt, der, im Besitz der professionellen Voraussetzungen, die Selbsterziehung und Höherentwicklung ernstlich beginnen konnte. Von Darmstadt ist Behrens dann nach Düsseldorf gegangen, als Leiter der Kunstgewerbeschule. Er hat sein Arbeitgebiet in Westdeutschland gefunden. Leider gar zu oft nur auf Ausstellungen, diesen modernen Kellamefesten, die unsere Künstler unendlich viel Arbeit und Geld kosten und ihnen doch unentbehrlich sind, um sich und ihr Wollen dem großen Publikum vorzustellen. Die Ausstellungen in Düsseldorf, Mannheim, Oldenburg, Dresden und Turin waren mit dem Namen Behrens eng verknüpft. Daneben aber giebt es schon manches massive Gebäude: in Hagen, Saarbrücken, Darmstadt und Düsseldorf. In Berlin dagegen, der östlichen Stadt, hat man noch wenig von Behrens gesehen und gehört. Kaum Anderes als bei Wertheim und in der Jahrhundertausstellung, so daß man ihm jetzt ziemlich ahnungslos gegenübersteht, wo er, einem Rufe der A. G. G. folgend, in die Hauptstadt übersiedelt. Von der künstlerisch-wissenschaftlichen Vertiefung, die der Architekt seinem Talent zu Theil werden läßt, wissen nur Wenige. Wer sich dafür interessiert, findet im Dezemberheft von „Kunst und Künstler“ eine Anzahl höchst lehrreicher Abbildungen der letzten Bauten und Entwürfe. Es ist schwer, ohne ein solches Bildermaterial von einem Baukünstler zu sprechen, dessen Werke nicht so bekannt sind wie etwa die Messels. Denn im Architektonischen läßt sich so gar nichts „erzählen“.

Bemerkenswerth ist die Weite des Wirkungskreises, den Behrens sich als Architekt erobern konnte. Wir kennen von ihm viele Ausstellungsbauten, einen sehr guten Entwurf für ein Baarenhaus, den Plan eines Hauses für katholische Gesellen (der ausgeführt wird), die Idee eines Krematoriums und außer-

ordentliche Zeichnungen für eine evangelische Kirche; er hat kleine und große Theaterpläne entworfen, Landhäuser gebaut, worin Alles, vom Dach bis zum Keller, von der Decke bis zum Garderobenhaken, von seiner Hand stammt, hat Gärten angelegt, zahllose Interieurs ausgebaut, Buchdeckel und Schrifttypen gezeichnet, Gläser, Tapeten, Teppiche, Möbel, Metallarbeiten und Stoffe gemacht und er ist eben jetzt beschäftigt, in der A. E.-G. die Gestalt aller Beleuchtungskörper, die dem elektrischen Licht dienen, in einer edel einfachen Weise umzuformen und die moderne Kunstidee so der Großindustrie bedeutsam zu verbinden. Man sieht: hier ist eine Kraft, die ein Ganzes zu organisiren versteht, eine Phantasie, die das Eine, was ihr ganz lebendig geworden ist, auf die verschiedensten Gebiete übertragen und daraus eine Vielheit gewinnen kann, ein Wille, der eine kleine Welt aus einer tief gefühlten Wahrheit hervorbringt. Und in jeder Aufgabe strebt Behrens zur Wurzel des Problems. Wirklich des „Problems“; denn wann waren alle Aufgaben des Architekten wohl mehr Problem als heute? Der Entwurf für die Kirche gestaltet den modernen Predigtraum konsequent als Centralanlage (wie die weisen protestantischen Baumeister zur Zeit Sonnins thaten), das Gotteshaus als Gemeindehaus und fügt eine lebendig monumental gegliederte Gebäudegruppe mit schönem Sinn für organische Raumgestaltung der Umgebung ein. Die Gartenanlagen von Behrens legen wieder Grundzüge architektonischer Gartengestaltung fest und geben damit den Gärtnern, inmitten einer ungeheuren Verwilderung des Geschmacks, musterhafte Vorbilder. In dem Entwurf für ein Krematorium hat Behrens sich mit dem schwierigen Problem, die Sakral-Architektur dem Verbrennungshaus in natürlich scheinender Weise zu vereinigen, sehr erfolgreich auseinandergesetzt. In seinen Landhäusern ist wahrhafte, bürgerlich-herrschaftliche Vornehmheit, edle Modernität und lebendige Tradition, einfache Würde und schöne Behaglichkeit. Der Saal in der mannheimer Kunsthalle, wo die Bilder Hofers und die Plastiken Hallers, Maillols und Bourdelles in diesen Sommermonaten untergebracht waren, giebt einen leider zu wenig beachteten Versuch, Raum und Kunstwerke einander architektonisch anzupassen; und in allen Interieurs, in allen Möbeln und Einzelgegenständen ist das sachlich Wünschenswerthe immer so vergeistigt und im höheren Sinn auch künstlerisch objektivirt, daß wir die Spuren einer allgemeingiltigen Konvention in dem Schaffen dieses Einzelnen wahrnehmen können. In seinen Theaterideen endlich, die auf eine antike Vereinfachung der Szene, auf Festtäglichkeit des Schauspiels, auf Religiosität der Tragödie gerichtet sind, zeigt Behrens, wie all sein Wollen auf einen einzigen umfassenden, Alles veredelnden Kulturgedanken zielt.

Die Formensprache dieses Architekten ist das Produkt eines radikal modernen Eklektizismus. Man stößt auf Bauformen aus dem Ende des achtzehnten und dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, findet Empiremotive,

romanische Massengedanken, griechische Gesetzmäßigkeit und Etwas von der Stimmung, die von byzantinischen und altägyptischen Bauwerken ausgeht. Behrens bevorzugt unter den historischen Stilen die Bauweisen des Romanengeistes, die Architekturformen, die, von aller gothisch romantischen Willkür abgewandt, Maß, Rhythmus und Symmetrie betonen und monumentale Wirkungen aus dem Geist eines repräsentativen Purismus gewinnen. Er arbeitet wenig mit plastisch motivirenden Baugliedern und viel mit großen, glatten Flächen. Seine Gebäude sind geometrisch gedacht, in kubischen Raumeinheiten. In dieser wissenschaftlich strengen Art ist etwas Palladiohaftes, etwas systematisch Kühles und hier und da selbst Starres. Vor der Erstarrung schützt Behrens aber stets das Lebendige seines zweckvoll gerichteten Geistes. Seine Geradlinigkeit entspringt der Furcht vor der Phrase und dem Sinn fürs architektonisch Wesentliche. Er spielt nicht, wie die Wiener, mit geometrischen Figuren, mit Quadraten, Dreiecken und Kreisen, sondern er gebraucht solche Figuren, wie der Musiker die Dreiklänge: um etwas musikalisch Ganzes, um Rhythmus und Bewegung herzustellen. Ihm ist der vornehm entwickelte Geschmack ein Diener des Willens, nicht, wie es bei Artisten ist, ein Gesetzgeber. Man kann seine Bauten alles Schmuckes entkleiden und sie bleiben im Wesentlichen, was sie sind: Architektur; bei den Wienern bleibt nur ein nacktes Gerippe zurück, wenn der reiche Flitter mondäner Ornamentik abfällt.

Zu wünschen ist, daß Behrens in Berlin finde, was der Architekt zur Entwicklung durchaus braucht: Aufträge. Neben Messel ist noch Platz genug für Künstler solcher Potenz. Denn die Bauaufgaben häufen sich in Groß-Berlin. Es fehlt an bedeutenden Architekten, die mit weitschauendem Blick den Stadtplan erweitern, Vororte anlegen, einfach schöne Landhäuser und Miethhäuser bauen, wahrhaft moderne Bankgebäude, Bahnhöfe und Repräsentationshäuser entwerfen und der Großstadt eine charaktervolle Physiognomie schaffen können. Es fehlt an organisirenden Baukünstlern, die die Macht wieder lebendig in einer Hand zu vereinigen wissen und Handwerkern, Technikern und Bauherren zugleich Führer sein können; die modern wirken, weil sie lebensvoll wieder an die Traditionen knüpfen. Das thut Messel. Das thut auch Behrens. Seine Art weist direkt auf die letzte große Zeit, auf Schinkel, Strack und Stüler zurück, sie erinnert an den feinen neugriechischen Kunstgeist, der unter dem vicinten Friedrich Wilhelm in der preussischen Residenz so fruchtbar noch herrschte; und sie ist doch so ganz modern, daß sie nur heute ins Leben treten konnte. In der vormärzlichen Zeit, die jetzt so oft altväterlich und pedantisch genannt wird, waren Fürsten und Behörden kunstverständig genug, die stärksten Talente für alle wichtigen Aufgaben zu berufen; nichts steht heute im Wege, es eben so zu machen, wenn sich die Voreingenommenheit der Maßgebenden nicht dagegenstemmt.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Die letzte Gabe.

Ich stand auf dem Marktplatz mitten unter der Menge. Man grüßte und lachte; und auch ich grüßte und lachte wie die Anderen. Man wechselte gleichgültige Reden oder sagte spitze Worte; und auch ich sprach, wie die Anderen sprachen. Ich that nicht nur, als sei ich bei der Sache: mir war auch ernst und wichtig zu Muth. Und ich redete spitziger und lachte lauter und war alltäglicher als all die alltäglichen Menschen.

Aber ganz plötzlich schämte ich mich. Ein Gefühl der Armuth kam über mich, trotz den feinen Kleidern, die ich trug, und ich war mir meiner Niedrigkeit bewußt obwohl die schwägenden Menschen mich achtungsvoll grüßten. Mir schienen all meine Worte und Gedanken bettelhaften Kupfermünzen gleich, ganz abgegriffen und einige darunter von giftigem Grünspan umrandet. Und meine Lustigkeit war Parthei. Suchend, wie nach einem verlorenen Freund, sah ich mich in der Menge um.

Einige Schritte weit stand ein schwarzgekleideter Jüngling, der mir den Rücken zulehrte. Doch sehnsüchtig hatte er den Kopf umgewendet und sah mich über die Schulter an. Schmerz und Bormwurf lag in seinem düsteren Blick und in dem streng geschnittenen, blutrothen Mund. Marmorweiß war sein Antlitz und in wunderbarer Zeichnung lag das Auge darin unter der erhabenen gewölbten Braue.

Sobald ich ihn gewahrte, mit leisem Weh und leiser Scham, schob sich die Menge zwischen mich und ihn. Ich suchte vorwärts zu drängen, in seine Nähe, aber ich erweckte mich nur mühsam des Händeschüttelns und Erzählens. Das Getriebe des Marktes trennte mich mehr und mehr von dem Jüngling. Nur ganz von Weitem grüßte die dunkle Gestalt.

Endlich konnte ich mich aus dem Gedräng des Alltags befreien. Fernhin, zur Stadt hinaus, der untergehenden Sonne zu, schritt er, der mich lockte.

Von fern folgte ich ihm bis zu einer weißen, im Abendchein blinkenden Mauer. Kein Thor war darin: und dennoch schritt der Jüngling hindurch, nur leise mit beiden Händen die Steine auseinanderchiebend. Jetzt war ich ihm nachgestürzt; und ehe sich die Spalte schloß, drängte auch ich durch die Mauer. Keuchend blieb ich stehen. Und wieder wandte sich der dunkle Gefelle scharf nach mir um, über seine Schulter hinweg, und sah mich lange an.

Dann sprach er: „Ich danke Dir, daß Du mir noch bis hierher folgest zum Abschied. Denn sich: schon öffnet sich die Gruft: und ich steige hinab zu den Toten. Wohl meinte ich einst, o Geliebter, wir würden bis zum Ende bei einander bleiben und zusammen gebettet werden.“

Während seiner Worte vernahm ich ganz leise, traurige Musik. Eine Gruft, vor der wir standen, öffnete ihr eisernes Thor. Hledermäuse entflatterten ihrem Grund und verhäulte Fackelträger, auf beiden Seiten des Einganges, schienen meinem Gefährten zu winken.

„Es kann nicht sein!“ rief ich mit Grauen, als gelte mir das Winken. „Du kannst nicht vor mir sterben, Du mein Gram, mein edler Gram, Du Gefährte meiner Tage und Nächte, Meister, vor dem ich zitterte, Genosse, auf den ich mich verließ! Wirst Du für immer entschwinden? Werde ich in die Leere greifen, wenn meine Hand die Deine erfassen will? Ich glaubte, Dich tödlich zu hassen, doch sich: ohne Dich ist die Welt schal und gemein. Seit wir uns getrennt haben, stehe ich auf

ein Markt und nehme Antheil an nichtigen Dingen. Meine Gedanken und meine Worte gleichen abgegriffenen Kupfermünzen und manche unter ihnen sind giftig, von häßlichem Grünspan umrandet. So bettelhaft stehe ich da und weiß, daß in Deiner Hand, mein Gram, eine Wünschelruthe lag zu verborgenen Schätzen. Und ein Büchlein Salbe hattest Du, brennend und schrecklich, doch sein Inhalt verlieh, aufs Herz gethan, die Kunst des Fliegens. Weiche nicht, ehe ich Etwas von Deiner Zauberweisheit und Deinem Reichthum erraste!"

Der Jüngling schüttelte das Haupt.

"Es ist zu spät. Weißt Du, wohin ich Dich führete? Hier ist der Friedhof der vergessenen Dinge. Kein Stein mehr steht aufrecht und keiner hat seine Inschrift behalten; nicht eine Rose blüht auf diesen Dornen; nur die häßlichen, Stacheln tragenden Kräuter des Vergessens wuchern im Gras. Und keine Pforte führt durch diese Mauer. Ich habe die Spalte für Dich offengelassen. Nieh und kehre zurück unter die lebenden, lachenden Menschen, deren heilige Gefühle hier vericharrt sind und in Staub zerfallen. Ist genug haßt Du mir geslucht und mich beschworen, von Dir zu lassen; Dein Wunsch ist erfüllt. Geh nun hinweg!"

"Mein Gram!" rief ich furchtlos. „Und seis mit bitterem Jammer, weil wir uns doch geliebt haben: laß mich Dir noch einmal ins Antlitz sehen!"

Da ging ein furchtbarer, schneidender Schmerz durch meine Seele. Mein Leib zitterte und ich fiel zu Boden. Nun sah ich meinem Gram ganz nah in das edle, marmorbleiche Antlitz und sah den Schatten seiner langen Wimpern auf der zarten Wange. Er schlug den Mantel auseinander; und sein Anblick blendete mich. Denn unter der schwarzen Hülle bligte und leuchtete es. In den Fingern trug er seltsame, wundervolle Ringe von strahlendem Feuer. Auf jeden einzelnen deutend, sagte er leise: „Dieser Ring verleiht Kraft zu höchstem Muth. Dieser zu tiefstem Wissen. Dieser zu schwerstem Opfer. Und dieser zu süßestem Lied. Sie alle waren Dein, wie ich Dein war. Doch Du hast mich und sie verschmäht. Nun geht Dein Gram von Dir; und mit ihm werden die Zauber begraben, ehe Du ihre Kraft geprüßt und genossen hast. Doch weil Du mir bis hierher folgest und weil Du muthig begehrest, mir noch einmal ins Angesicht zu schauen, schenke ich Dir zum Abschied diesen einen schmalen Reif. Wenn Du ihn ansiehst, denke an mich; und jedes harte Wort wird auf Deinen Lippen verstummen und jedes harte Urtheil wird schrumpfen und herben und Du wirst abseits stehen von der Menge. Ihr Schelten und Loben wird wie ein Rauschen klingen, ohne Sinn für Dein tiefstes Herz."

Ehrfürchtig nahm ich den Ring aus der Hand des Jünglings.

Als ich den Reif am Finger trug und wieder im freien Feld stand, aus dem Friedhof entwichen, schien ein traurig süßer Duft aus allen Dingen zu wehen und mit schauer Andacht mußte ich der leidvollen Erde gedenken. Nun wußte ich, daß jedes harte Wort auf meinen Lippen verstummen würde und jedes harte Urtheil schrumpfen und vergehen und daß ich abseits bleiben würde von der Menge, ihr Schelten und Loben wie ein fernes Rauschen vernehmend.

Das hatte mein Gram für mich gethan, ehe er sterben ging.

München.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.



Schiller-Goethe up to date.*)

Die Abschrift der sämtlichen Briefe, von denen hier einige abgedruckt werden, ist dem Herausgeber anonym mit dem Ersuchen um Veröffentlichung zugesandt worden. Die sonderbaren Umstände, unter denen es geschah, werden in dem Vorwort, das die soeben erscheinende Briefsammlung einleitet, ausführlich geschildert. Obwohl nun gewichtige Bedenken gegen eine Publikation dieses höchst apokryphen Manuskriptes sprachen, wurde die Herausgabe dennoch unternommen; aus Gründen, die auch hier mitgeteilt werden sollen, um ein so merkwürdiges Unternehmen zu entschuldigen. Der Herausgeber sagt:

Um einen Gruß aus dem Jenais zu glauben: dagegen sträubte sich doch Alles in mir. Immerhin war das Manuskript in seiner ganzen imposanten Körperlichkeit vorhanden und nicht wegzuleugnen. Ich machte mich nochmals daran. Es war doch ein starkes Stück, ja, eine Unverschämtheit, einem Zeitspublikum Derselbe zuzumuthen. Was mich besonders bedenklich machte, waren die vielen Selbstverständlichkeiten, die ich da vorfand. Dennoch: als ich das Ganze nochmals durchgesehen hatte, schien mir, daß eben dadurch eine gewisse Originalität erzielt sei. Das Paradoxe ist nämlich jetzt schon so selbstverständlich geworden, daß ein ordentlicher Gemeinplatz ganz pikant klingt. Anfangs waren es wohl auserlesene Geister, die geheimnißvoll lächelten, wenn andere das Einmaleins für unumstößlich richtig hielten, den Himmel blau, die Bäume grün sahen und es für unanständig erklärten, sich auf offenem Markt plitternackt auszugiehen. Nach und nach aber ist diese Originalität so allgemein geworden, daß es ganz sonderbar sich ausnimmt, wenn Jemand mit kräftiger Stimme sagt: „Zweimal Zwei ist Vier! Das Wasser ist naß; die Prostituirte steht nicht bedingungslos auf einer höheren sittlichen Stufe als die verheirathete Frau; Neurasthenie und Wirthswahn schlechten Talentlosigkeit nicht aus; und so weiter.“ Mir wurde klar, daß die sorgfältig verkaufte méche provoquante unserer Künstler und Philosophen doch eben auch nur eine Frisur, also um nichts besser als Wollgeperücke und Pops sei und daß, da jetzt eben Alles wilde Stirnloden trägt, Puder und Haarbeutel pikant, ja, revolutionär wirken könnten. So schien gerade Das, was mir anfangs Bedenken eingeflößt hatte, nun immer mehr für die Sache zu sprechen und die Möglichkeit einer Publikation nicht gänzlich auszuschließen.

Darüber war ich mir aber freilich klar, daß es heute noch immer höchst gewagt bleibt, Meinungen und Ansichten zu veröffentlichen, die sich auf sonst nichts als auf den gesunden Menschenverstand berufen können. Ich suchte also eine autoritativere Stütze. Ich las, was mir an Briefen, Gesprächen, Aphorismen Goethes und Schillers zur Hand war, und meine Mühe wurde belohnt. In dem Originalbriefwechsel, in Schillers Prosaschriften, in den Gesprächen mit Eckermann, dem Ranzler Müller, den Briefen an Zelter, Knebel, Niemer fanden sich thatsächlich viele Stellen, die, wenn auch nicht dem Wortlaut, doch dem Sinne nach Aehnliches besaßen, so daß sie gewissermaßen als Kommentar dienen konnten. Und nun kam mir ein Gedanke, durch den das ganze Unternehmen gerettet, ja, überhaupt mög-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe aus den Jahren 1805 bis 1807. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Seligmann. Wien 1907. Verlag von Hugo Heller. Ein sehr feines, im guten Sinn geistreiches Buch.

lich gemacht werden konnte: ich beschloß, alle diese Originalstellen in der Form von Anmerkungen zugleich mitabdrucken zu lassen, als Schwimmblasen, die den immerhin zweifelhaften Wechselbalg über Wasser halten sollten . . . Ohne unbescheiden zu sein, muß ich zugeben: die Anmerkungen verleihen dieser Publikation Werth. Denn sie dienen nicht nur dazu, den problematischen Text zu stützen; aus ihnen geht vielmehr hervor, daß so ziemlich das Meiste von Dem, was man heute für (speziell) modern, für Errungenschaften der Neuzeit hält, auch schon vor hundert Jahren und vermutlich also auch noch vor viel längerer Zeit bestanden hat. Man sieht daraus, daß es auch damals eine „Moderne“ gegeben hat, daß die Annäherung und der Eigendünkel, das Streben nach Originalität um jeden Preis, der politische Jammer, die aufgebauschte Mittelmäßigkeit, der Dilettantismus in allen Fächern damals eben so an der Tagesordnung waren wie heute; man sieht aber auch, wie wenig aus all dem Trubel übriggeblieben ist, und kann daraus den einigermaßen betäubenden Schluß ziehen, daß auch das Meiste von Dem, was uns heute als höchst bedeutsam angepriesen wird, in hundert Jahren, wahrscheinlich aber noch viel früher, vollständig vergessen sein wird. Optimisten hingegen mögen sich mit Dem trösten, was aus jenen Tagen noch besteht und fortwirkt, obwohl es dazumal nicht verstanden, ja sogar von manchen Seiten geschmäht und herabgesetzt worden ist. Und so bleibt für jeden heute Thätigen und Schaffenden der Trost, daß vielleicht gerade Das, was er geleistet, auch für die Zukunft sich erhalten und fortbestehen werde. Die Wahrscheinlichkeit ist zwar nicht groß; aber sie ist immerhin vorhanden. Und Das will auch Etwas bedeuten.

(In den Anmerkungen bedeutet B: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, E: Eckermanns Gespräche mit Goethe. R: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller; K: Kiemer, Briefe von und an Goethe. Z: Briefwechsel mit Zelter.)

I. Von zwei Künstlern des Alterthums, ich glaube, es waren Zeuxis und Parrhasios,^{*)} hat man gesagt, der eine male die Menschen, wie sie seyn sollen, der andere, wie sie sind. Ich dünkte, der Spruch müßte nicht übel auf uns Beide passen. Ich will aber nur gleich bekennen, daß, wer die realen Dinge kennt, weit eher im Stande seyn wird, sie durch die poetische Imagination in eine idealere Sphäre zu heben, als Derjenige, der von der Spekulation ausgeht, jemals den klaren und ungetrübten Blick für die einzelnen Erscheinungen wird erlangen können. Wenn ich jedesmal, so oft ich ein neues Werk von Ihnen lese, hier das Keuferste an Schwung zu vermessen glaube, dort mich in eine allzubeherrschte, kleinliche Welt veretzt fühle, so belehrt mich ein zweites Mal dann immer, wie nur meine subjective Manier, meine Phantasie, die sich bey dem Lesen nach ihrer Art beschäftigt, mit einem Streich gespielt hat. Ich sehe ein, daß Sie vollkommen Recht haben. So und nicht anders mußten Sie vorgehen, wenn Sie ein treues Spiegelbild der Welt geben wollten; aus so buntscheckigen Elementen mußte der Grund zusammengesetzt seyn, von dem sich die leitenden Ideen groß und leuchtend abheben. Freylich stellen Sie hohe Anforderungen an Ihre Leser. Wer sich nicht selbst auf jenen erhabenen Standpunkt zu stellen vermag, von dem aus das Ganze, wie Sie sagen, humoristisch erscheint, Der wird Ihnen nicht zu folgen vermögen.

*) Keine Spur! Ich kann mich zwar nicht mehr genau erinnern, von wem man Dies gesagt hat; von den beiden Genannten aber sicherlich nicht. Anmerkung des Herausgebers.

Die Hauptforderung, die man an ein Kunstwerk zu stellen hat, bleibt immer die, daß die geschilderten Dinge und Begebenheiten einerseits ihrer realen Natur entsprechend vorgeführt werden, andererseits ihre Function als Theile eines ästhetischen Ganzen vollständig erfüllen. Erst wenn die aus der unbegreiflichen und verwirrenden Masse der realen Erscheinungen gezogenen Motive nach einem Plan geordnet, der menschlichen Fassungskraft angepaßt worden,*) haben aber gleichwohl den Anschein des Zufälligen bewahren, wird man von einem gelungenen Kunstwerk sprechen dürfen. Wer dieß nicht beachtet, bleibt entweder in der platten Copie besfangen oder er verliert sich in leere Phantastereien, die, weil sie durchaus subjectiv sind, in späteren Zeiten oder anderen Verhältnissen unverständlich und ungenießbar werden. Die Romantiker vom Anfang des neunzehnten Säculums sind von dieser Art; und wer liest sie heute noch?

Wie ein glückliches Naturell und ein großer Kunstverstand bey Ihnen zusammenwirken, um Sie auf dieser schönen Mittelstraße zu halten, habe ich Ihnen schon oft gesagt und sag' es Ihnen nur wieder. Allein ich glaube, man kann diese Dinge nicht oft und deutlich genug aussprechen, da es den jüngeren Talenten niemals einleuchten will, daß der Weg, auf den ihre beschränkte Subjectivität sie weist, nicht der einzig richtige seyn soll und ein augenblicklicher Erfolg in einem kleinen Kreise von Gleichgesinnten sie übersehen läßt, daß Vergleichen eben gar nichts bedeutet.

Was den erhaben-ironischen Standpunkt betrifft, den Sie in den „Meisterjahren“ der Welt und ihrem Treiben gegenüber einnehmen, so will ich nur beiläufig bemerken, daß ja schon der „Meinele Fuchs“ nicht eben weit davon entfernt ist. Und wenn Faust in der Thätigkeit den Gipfelpunkt der menschlichen Existenz erblickt, so zeigt auch hier die Episode von Philemon und Baucis, wie es bey dem rechtlichsten Willen zu Ereignissen kommen kann, die mit einem empfindlichen Gewissen und einer rigorosen Moralität nicht zu vereinen sein möchten.

Auf eine äußerst frappante Weise kommt das Ironische auch in dem äußeren Lebensgange des Helden zum Vorschein. Daß Wilhelm, der einst jenes Gedicht geschrieben, in dem der Poet in all seiner Glorie dem engherzigen Krämer gegenübergestellt erscheint, nun selber Kaufmann wird, ist ein ganz sublimer Einfall. Allein selbst wenn diese häßliche Antithese nicht von vorn herein beabsichtigt gewesen wäre, so hätten Sie nichts Besseres thun können, als ihn auf diese Weise unterzubringen. Es ist ja kein Zweifel, daß Sie in Wilhelm einen Menschen schildern, der recht tüchtig und verständlich, bey einer großen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne gleichwohl eine spezifische Anlage zur Kunst ebenso wenig besitzt als zur Wissenschaft, der, um es kurz zu sagen, sowohl als Charakter wie als Talent einen anständigen Durchschnitt repräsen-

*) Wir Menschen stehen vor dem Univerfum wie die Ameisen vor einem großmajestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Instenblick verweilt auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines besseren Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen wahr, die ihren Kameradinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unseren Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen vor. Schiller: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“. 1782.

tirt.^{*)} Es bleibt, um ihm in der Societät eine thätige Stellung zu geben, worin er seine practischen Erfahrungen, seine Umsicht und Lichtigkeit wie auch seine Wohlhabenheit am besten nuzen kann, kaum ein anderer Beruf übrig als der des Handels- oder Fabrikherrn. Denn daß Sie ihn ins politische Leben nicht stellen wollen, kann ich sehr wohl begreifen, indem hier für einen höher veranlagten Menschen wirklich nicht viel zu holen ist. In dem gegenwärtigen Zeitalter, wo sich durch einen mißverstandenen Parlamentarismus und eine herrschsüchtige Demokratie eine Tyranny von unten vorbereitet, die der wahren Freiheit des Individuums nicht weniger schädlich werden dürfte wie die von oben,^{**)} ist dieses gegenseitige Ueberlisten, dieses Kriegsführen mit den unerlaubtesten Mitteln doch eine gar zu niedrige Thätigkeit und der Gegenlag zwischen den Anforderungen einer höheren sittlichen Bildung und dem bornirten Standpunkt, den auch die Besseren hier nothwendig einnehmen müssen, zu groß, als daß unser Fall, wenn man ihn nicht als cynische Satire behandeln wollte, einen anderen als unvermeidlichen Conflict ergeben hätte.

Von mir ist nicht viel zu berichten. Ich bin seit einiger Zeit gar nicht productiv gestimmt. Zudem habe ich das meiste gelesen, was zu meiner Säkularfeier an Aufträgen, Reden u. dgl. im Druck erschienen ist, und darüber sind denn auch einige Monate vergangen. Endlich wünschte doch Jeder zu erfahren, wie nach so langer Zeit über ihn gedacht wird. Bey dieser Gelegenheit habe ich nun gefunden, daß ich als dramatischer Autor höher geschätzt werde, als ich billig erwarten durfte, daß man dagegen meine auf ästhetische Dinge bezüglichen Schriften nicht mehr appreciirt, ja, eigentlich gar nicht mehr kennt. Darüber könnte man sich nun trösten, machte man nicht gleichzeitig die Erfahrung, daß die Dinge, die man längst gesagt hat, nunmehr als nagelneue Erfindungen Anderer ausposaunt werden. Wie nun aber ein jeder richtige Gedanke gleich ins Extreme getrieben, dadurch schief und verzerrt wird und endlich mehr Unheil als Nutzen in den Köpfen stiftet, ist eben der Lauf der Welt; ich hab' es noch nicht verlernt, mich darüber zu ärgern.

Leben Sie recht wohl und möge die poetische Stimmung nicht eher nachlassen, als bis Sie das große Werk ganz vollendet haben Sch.

II. Es bleibt immer eins der angenehmsten Gefühle, seine Ansichten und Gedanken von einem wohlwollenden Freunde in einer so anmuthigen und zusammenhängenden Weise vorgetragen zu hören, wie dieses, mein Bester, Ihre Art ist. Man sieht sich gleichsam in einem Spiegel, der das eigene Bild, nur verschönt, zurück-

*) „Wilhelm ist freylich ein armer Hund, aber nur an solchen lassen sich das Wechsellpiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen Charakteren.“ W. zu W. 22. Jänner 1821.

**) Zur Erklärung dieser im Munde Schillers etwas befremdlich scheinenden Neußerung dient vielleicht eine Stelle aus E. III., vom vierten Jänner 1824: „Man beliebt einmal,“ erwiderte Goethe, „mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der vor. weit. verk. Gedachte, woz. v. page, 18. 18., woz. merkwürdig. Wirt., 18. 18. sonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen.“

wirft, und so ist man denn wohl auch eine Weile mit sich selber zufrieden und denkt, es müsse so seyn. Mit Dem, was Sie in Ihrem leyten Briefe über das politische Wesen sagen, bin ich vollkommen einstimmig. Kleinlicher Eigennutz und bornirter Fanatismus sind überall die treibenden Kräfte und im kurzlichigen Hasehen nach augenblicklichen Vortheilen erschöpft sich meist die ganze Thätigkeit der Beteiligten.*) Man muß die wenigen groß und unbefangenen Denkenden bedauern, deren Schicksal es ist, sich mit solchen Nichtswürdigkeiten und Vöppereyen abzugeben. Wenn dieses Alles nun auch nicht zu umgehen seyn möchte, so darf man es Niemanden verargen, der damit nichts zu thun haben will. Ich habe mich bey Lebzeiten nie für Politik interessirt**) und halte mir auch jetzt das Getreide vom Halse, so gut es geht. Dieß mag nun wohl auch in meinem Naturell liegen. Denn ich habe bemerkt, daß ein specifisches Talent für einen Beruf die physischen, sittlichen und ästhetischen Bedenken paralyßirt, die gegen seine Ausübung etwa möchten vorgebracht werden. Sowie der Chirurgus das Unästhetische an seiner Thätigkeit nicht mehr empfindet, ja, wohl gar von einem „schönen Fall“ spricht, so hilft dem begabten Finanzier die Freude an einem wohlberchneten Coup über das Unmoralische seines Beginns hinweg, ja, läßt ihn gar nichts Vergleichlichen fühlen, so verachtet der Soldat die Gefahr, weil er sich ihrer gar nicht recht bewußt wird. Und so muß es wohl auch seyn; denn wo läme die Menschheit sonst hin? Eine übergroße Empfindlichkeit in moralischer Hinsicht lähmt ja überhaupt jede Thätigkeit,***) so daß endlich der Beruf eines Sühnenheiligen als der einzige in dieser Hinsicht unanfechtbar übrig bliebe. Indessen wird es in der lieben Politik denn doch zu bunt getrieben, als daß ein frey und sittlich denkender Mensch von höherer Bildung sich in diese unaufrichtigen Händel mischen sollte, wenn er nicht ein geborener Staatsmann ist, was man wohl von den Wenigsten wird behaupten können.

*) Die Weltgeschichte eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten. W. 17. Dezember 1821. Die Menschen werfen sich im Politischen, wie auf dem Krankenlager, von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen W. 29. Dezember 1825.

**) Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun,“ rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist nun Ausbruch gekommen. Alles steht in Flammen und es ist nicht jener eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!“ „Eine furchtbare Geschichte!“ erwiderte ich. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.“

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbestes,“ erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire.“ Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte. E., Montag den zweiten August 1830.

*** Ein allzu zartes Gewissen . . . macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird. E. II., 29. Mai 1831.

Habe ich es zu seiner Zeit versucht, Wilhelm zu einer innerlich gefestigten Bildung zu führen, ohne daß er dabey wie Tamino das Feuer und Wasser der orthodoxen Religion und metaphysischen Philosophie hätte passiren müssen, so wollte ich ihn auch zu einem nach außen thätigen und nützlichen Mitglied der menschlichen Societät machen, ohne daß er sich mit dem politischen Wesen irgendwie abzugeben brauchte.

An das Plagirtwerden bin ich nun schon seit langer Zeit gewöhnt. Man darf sich gar nicht mittheilen wollen, wenn man sich Dersley nicht ruhig gefallen lassen will *). Habe ich nicht die Lehre von der Entwicklung der genera durch Accomodation oder den Satz: Die Wissenschaft könne nicht erklären, nur beschreiben, ausgesprochen, sowie unzähliges Andere? Und wem fällt es ein, bey diesen grundlegenden Maximen der modernen Naturwissenschaft und Philosophie an mich zu denken? Man mag sich freuen, daß vernünftige Gedanken sich immer wieder durchsetzen. Wenn sie zugeschrieben werden, ist einerley.

Siehe aber sey Ihnen, mein Würdiger, ein Gedanke anvertraut, der mir bey Betrachtung dieses Treibens gekommen ist: es kommt bey all diesen Dingen nicht so sehr auf die Idee an wie auf die Form, in der sie ausgedrückt ist. Indem jede wissenschaftliche Epoche ihre besondere Terminologie hat, gewinnt derselbe Gedanke, verschieden ausgedrückt, ein durchaus anderes Ansehen und erscheint Allen, die an der Oberfläche haften, was denn wohl die Allermeisten seyn möchten, als ein neuer. Dieß hängt damit zusammen, daß ja die Sprache nur ein sehr unvollkommenes Mittel ist, die Gedanken auszudrücken, und daß die Worte, je nach Vereinarung, einmal Dieses, einmal Jenes bedeuten.**) So kommt es vor, daß eine Idee, die z. B. Aristoteles schon in aller möglichen Reinheit für seine Zeit ausgesprochen hat, lediglich durch ihre Form, d. h. durch die Worte, deren Bedeutung veraltet ist, uns unpräcis, oder, wie man wohl heute zu sagen pflegt, „unwissenschaftlich“ erscheint, obwohl sie dieß, im Grunde genommen, durchaus nicht ist. Daher haben sich z. B. langwierige Streitigkeiten über die Bedeutung des Wortes „Katharis“ bey ihm entsponnen, wo man denn mit dem platten etymologischen Sinn sein Auskommen nicht zu finden wußte, und je nachdem man dieß oder jenes darunter verstand, die ganze Lehre von der Tragoedie so oder so auffaßte.

In diesem Punkte nun ist die Kunst, die es unmittelbar nicht mit Begriffen, sondern mit Vorstellungen, nicht mit Ideen, sondern mit Formen zu thun hat, besser

*) Fast wörtlich M., 18. Mai 1821, dann D., 7. November 1798: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio, den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, Der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben.“

***) Alle Sprachen sind aus nahe liegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen, Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das Walten und Wirken der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieß aber nicht ist, so muß er bey seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse sich nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobey er dann fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verlegt und vernichtet. (E. III, 20, Juni 1831.

Daran. Darum stehen wir auch heute den Kunstwerken des Alterthums ganz anders gegenüber als den philosophischen oder gelehrten Schriften aus jener Zeit, obwohl es unter den Verfassern derselben ohne Frage eben so bedeutende Köpfe gegeben hat als Talente unter den Künstlern. Mögen sie nun auch in mancherley abergläubischen Irrthümern befangen gewesen seyn und daher im rein Naturwissenschaftlichen mit den Späteren einen Vergleich nicht aushalten, so ist doch kein Zweifel, daß sie in Mehrerem, als man anzunehmen geneigt ist, Dinge gesagt haben, über die wir auch heute noch nicht hinausgekommen sind.

Dieses erwägend, sollten wir es begreiflich finden, daß manche von unseren Ideen und Gedanken von den Spätgeborenen mißverstanden, vergessen oder in einem Gewand vom neuesten Schnitt gar nicht wiedererkannt werden; eher wird man staunen dürfen, daß unsere poetischen und theatralischen Arbeiten, die doch aus einer der heutigen völlig fremden Denkart und Empfindungsweise entstanden sind, noch ein so zahlreiches Publicum finden. Ob es sich hier um ein unmittelbares und aufrichtiges Verhältnis handelt, möchte ich fast bezweifeln. Indessen thut wohl der Autoritätsglaube das seinige dazu und wir mögen am Ende mit dem Respekt, der uns gezollt wird, zufrieden seyn und es dabey bewenden lassen.

Hören Sie eigentlich Etwas von der Art, wie Ihre Stücke gegenwärtig dem Publico vorgeführt werden? Es würde mich interessieren, darüber Etwas zu erfahren. Man sollte meinen, daß der getragene und edle Styl, den Ihre Werke verlangen, den Acteuren von heute nicht eben bequem ist. Alles Gute wünschend!

Erzlichst G.

III. Ihr letzter Brief, verehrter Freund, hat mir mancherley Stoff zum Nachdenken gegeben. Was Sie von der Unzulänglichkeit der Sprache sagen, habe ich immer gefühlt;* es ist mir nur nicht recht klar geworden, woher es kommen mag. Diese Unzulänglichkeit macht sich nun freylich in der Poesie weniger geltend als in der Philosophie oder Naturwissenschaft, wo sichs um eine haarscharfe Abgrenzung der Begriffe handelt. Immerhin möchte die Poesie hier gegen die Bildende Kunst noch immer im starken Nachtheil seyn, da jene mit Worten, diese mit Anschauungen sich ausdrückt. Und so mag man wirklich noch erstaunt seyn, zu finden, daß Worte nach so langer Zeit noch immer ihre Wirkung thun, indem sie doch nur Symbole sind und nun nicht selten weniger oder, noch schlimmer, gar etwas Anderes besagen als zu ihrer Zeit, Vielleicht aber läßt sich der Effect eines poetischen Producis aus längst-

*) Vgl. B., 27. Februar 1798. Wenn nur jede individuelle Vorstellungs- und Empfindungsweise auch einer reinen und vollkommenen Mittheilung fähig wäre; denn die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengesetzte Tendenz; und solche Naturen, die sich zur allgemeinen Mittheilung ausbilden, büßen gewöhnlich so viel von ihrer Individualität ein und verlieren also sehr oft von jener sinnlichen Qualität zum Auffassen der Erscheinungen. Ueberhaupt ist mir das Verhältnis der allgemeinen Begriffe und der auf diesen erbauten Sprache zu den Sachen und Thälen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln schauen kann. Das wirkliche Leben zeigt in jeder Minute die Möglichkeit einer solchen Mittheilung des Besonderen und Besondersten durch ein allgemeines Medium und der Verstand als solcher muß sich bey nahe die Unmöglichkeit beweisen.

von denen ich mir habe sagen lassen, daß sie nicht im Stande sind, einen Vers zu sprechen, es auch gar nicht versuchen. Diejenigen aber, die sich wohl oder übel damit abgeben müssen, verfallen in einen hohlen Singjang oder sie zerhacken und zerstückeln den Rhythmus, als ob sie Prosa sprächen. Es fehlt die zum Styl erhabene Wahrheit, die den Vers natürlich erscheinen läßt und jene ästhetische Stimmung erzeugt, in welcher das vom reineren Spiegel der Kunst zurückgestrahlte Abbild des prosaischen Lebens als die eigentliche Wirklichkeit empfunden wird. In diesem Betracht scheint das kais. Burgtheater in Wien eine der wenigen Bühnen zu seyn, an denen sich durch Ueberslieferung noch ein gewisser Styl erhalten hat, obgleich auch hier, wenn man der Kritik Glauben schenken darf, Manches anders seyn sollte und könnte. Indessen sind solche Uebelstände stets vorhanden gewesen und ich entsinne mich eines Briefes, den Sie mir vor mehr als hundert Jahren aus Leipzig geschrieben, worin Sie sich über Vergleichen sehr lebhaft beklagten.*)

Dagegen kann man nicht Rühmens genug machen von der äußerlichen Ausstattung der Stücke, den Decorationen, Costümen, Lichteffekten u. dgl., was alles recht schön und gut wäre, so lange dadurch für die dramatische Situation und die Schauspieler eine Folie geschaffen wird. Geht man aber so weit, daß das Verhältnis umgekehrt wird, daß Handlung und Darstellung eine Heygabe zu den Schöpfungen des Theatermalers, des Balletmeisters, des Schneiders und des Beleuchters erscheinen, so möchte es denn doch nicht der Mühe lohnen, Stücke von wirklichem poetischen Gehalt und vollkommener Form aufzuführen. Nun weiß ich nicht, ob man am wiener Burgtheater wirklich so weit geht — auf die öffentliche Kritik kann man sich, wie Sie wohl wissen, nicht verlassen —, daß aber solche Bestrebungen gegenwärtig bestehen und daß man ernstlich für sie Propaganda macht, ersehe ich aus den Schriften eines englischen Kolors, des Herrn G. F. Craig, die mir kürzlich zugeführt worden sind. Darin wird allen Ernstes verlangt, daß die malerischen Wirkungen auf dem Theater den poetisch-dramatischen und schauspielerischen gleichgeordnet werden sollen. Diese Gleichstellung aber würde eigentlich eine Vorrangstellung bedeuten, indem die Wirkungen aufs Auge unmittelbar und daher zudringlicher sind als die durch die Sprache auf den Verstand und das Gemüth erzeugten. Wenn der gewöhnliche Theaterbesucher schon, troy aller Aufmerksamkeit, dem Gang, des Stückes, den darin ausgesprochenen Gedanken, kurz, dem eigentlichen Inhalt meist nur unvollkommen zu folgen vermag, so nimmt er, sobald das Auge fortwährend durch lebhaft eindrücke beschäftigt wird, gar nur die rohesten und auffallendsten Momente wahr . . . Herzliche Grüße! Sch.

*) In dem Theater wünschte ich Sie nur bey einer Repräsentation. Der Naturalism und ein loses, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine wiener Dame sagte sehr treffend: „Die Schauspieler thäten auch nicht im Geringsten, als ob Zuschauer gegenwärtig wären. Bei der Recitation und Declamation der meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens ist kein Ende.“ B., Ende April 1800.

Herr von Balthesser.*)

M einem armen Freund Andreas Balthesser geht es schlecht. Er ist zwar an den Folgen der von ihm so hochgehaltenen gesellschaftlichen Konvention verschieden, lautlos, wie er gelebt hat. Ihm kann es also gleich sein, ob man ihm in deutschen Literaturlanden wohl oder weh will. Aber da ich denn einmal aus seinen Meinungen ein, wie es den Anschein hat, immerhin kuriozes Buch gemacht habe, muß ich mich wohl für verpflichtet halten, dem Dandy und Dilettanten, wie ich, etwas gar zu deutlich und ahnungslos irreführend, meinen Andreas genannt hatte, den durch die Verhältnisse erzwungenen Epilog zu schreiben.

Zunächst möchte ich ein paar Worte über den Charakter des Buches sagen, zu dem unter meinen Händen ein so lebendiger Mensch geworden ist, wie ihn mein lieber Andreas, so lange er noch in tadelloser Toilette sich des wechselnden Lichtes erfreute, vorgestellt hat.

Indem ich des, wie man in derlei Fällen zu sagen pflegt, allzu früh Verstorbenern Leben und Meinungen Anderen, die ihn nicht persönlich gekannt haben, zu vermitteln unternahm, hatte ich dem Dilettanten von vorn herein gewissermaßen Abbitte zu leisten, während ich mich doch im Stillen der Verzeihung des Dandys für versichert halten durfte. Nun aber wird, so will mich danken, das Buch, das ich als Verwalter und „Komponist“ auf dem Gewissen habe, einigermaßen mißverstanden. Man sieht darin bald ein Theoretikum, bald eine Satire, bald ein anstößiges Bekenntniß, bald ein Feuilleton. Die es halbwegs ernst nehmen, bekämpfen die „darin ausgesprochenen Ansichten“; die es leicht befinden, beschweren sich über die fast pedantische Gewichtigkeit vielfacher Truismen (wie Beyle gesagt haben würde). Einige sind zufrieden, sogenannte literarische Einflüsse festgestellt zu haben. (Man hat, mit der unter Zeitgenossen üblichen, Wertvergleich ablehnenden Entrüstungsgeberde, vor Altem Oskar Wilde citirt, dessen glühende „Intentions“ ich, die Anregung neugend, daraufhin mit unbeschreiblichem Vergnügen endlich gelesen habe.) Das fragmentarische, in rasch einander abblitzenden Auflagen vom niemals behaglich sich zurücklehnenen Exekutor stets aufs Neue aus reichlichem Material ergänzte und hinwiederum um dieses, jenes Stück gekürzte Werkchen wird von den meisten Mezenten nach bewährtem Brauch als strenges Profil mehr minder flüchtig nachgezeichnet. Diese Inhaltsangaben enthüllen den Grundirrtum. Denn Balthessers Meinungen, die knappe Skizzen des Meinenden in einigen Phasen seiner lautlosen Laufbahn unterbrechen, sind kein ewig nach einer Seite starrendes „Profil“, sondern ein körperlicher Mensch unter allen Schatten und Lichtern der Stunde, der Stimmung. Viel mag, wie gesagt, zu dieser Profilschauung der Untertitel beigetragen haben. Da steht, lesbar jedem Leser: „Dandy und Dilettant“. Ein Urtheil. Eine Basis, auf der sich breit fußen läßt. Manche sind so freundlich gewesen, allsogleich zu verallgemeinern. Sie ernannten Einen, der „einen Dandy und Dilettanten“ vorzustellen liebte, zum Typus. Und nun ward das Scheibenbild beschossen. Ob man oft ins

*) Herr Richard Schaufal läßt (bei Georg Müller in München) seinen „Andreas von Balthesser“ in vierter, veränderter und erweiterter Auflage erscheinen. Das Geleitwort, das er seinem Freund auf den neuen Weg mitgeben wollte, wird einstweilen nur hier veröffentlicht werden.

Schwarze getroffen hat? Jedenfalls war „der“ Dandy ausgerichtet als flaches, buntes, weithin sichtbares Faktum. Ohne Bild und Scherbe: man war darüber einig, Einen vor sich zu haben, der „den“ Dandy zu mimen sich unterstanden hatte, und Jedermann hatte der als Thatsache weitergegebenen Formel Etwas vorzumerken. Man kannte ganz andere Dandys. (Ich bin ein ganz anderer Dandy, stand bisweilen kokett zwischen den Zeilen zu lesen.) Der da, der sich dazu aufgeworfen hatte, war überhaupt kein Dandy . . . Und nun ward gesagt, was zu einem richtigen Dandy gehöre; und so weiter. Dem gegenüber erlaubt sich der Herausgeber, auf das Buch selbst zu weisen mit der höflichen Handbewegung: Nehmt, was da ist. Da ist Einer, redet und zeigt sich (er ist ja jetzt ein Buch), der zuweilen wie ein Dandy, zuweilen wie ein unmittelbarer Mensch aussieht, Einer, der seine Weltmaske manchmal tändelnd in der Hand hält, Einer, der an Euch vorbei lebt, sich biegt, weggeht, kommt, aber gar keine Pflichten gegen eine streng aus Papier geschnittene Silhouette zu haben meint, die ihn „festhalten“ soll. Dieses aus einem vielfältigen Allerlei gerüstete Buch ist nicht „born“ figur und hinten rohe Pappe und Quert Holz; es dreht sich, es will rund (Das heißt: von innen heraus) erfaßt sein. (Was auch, mit Vergnügen sei es beschäftigt, da und dort, nicht am geringsten Ort, nicht von unerheblicher Seite, gesehen ist.)

Es ist ein Buch, entstanden aus Äußerungen, Impromptus; es erneuert, notwendiger Weise die literarische Technik seines Herausgebers in Anspruch nehmend, Situationen und (oft flüchtigste) Gespräche; es erzählt auch, erzählt sozusagen von verschiedenen Seiten aus; die „offenbar ironische Schilderung eines Augenzeugen“ wird verwertet. Briefe werden offen hingelegt. Vielleicht ist manchmal ein Zug etwas breiter „ausgeführt“, eine Bewegung leicht verschönert, im Geiste des momentanen, nicht zuletzt sich selbst bespötelnden Freundes. Unvermittelt steht Ernst, sogar entrißener Ernst neben einem Bonmot, das nur als „Witz“ aufgesetzt ist auf dieses niemals „fertig“ gemachte Portrait aus abhebbaren, wenn man will, ineinander geschobenen Ansichten . . .

Das Werk, das einen Unberechenbaren, einen Mannichfaltigen wiederzugeben versuchte, mußte selbst mit der Schablone brechen. Es hatte keine Folge vorzustellen, sollte gegen seinen Charakter, den epischen, beständig ankämpfen, unruhig sein, niemals sich halten lassen. Robier schrieb Bäcker, die typographisch im Text mitspielten, Hoffmann ließ seinen Vater ein Manuscript Kreisers zerreißen, das dann, so wills die charmante Fiktion, unter die zu druckenden Bogen geräth. Mit solchen unliterarischen Outsidern weiß man bei uns nichts Rechtes anzufangen. Wie sind erschrecklich in die papierne „Literatur“ geraten. Daß ein Buch „zufällig“ sein könne, launenhaft, eigenlebig, unvermittelt, daß es sich selbst gelegentlich mit einem Blick, einer Bemerkung streifen möchte, gegen sich selbst reden oder mit einer höhern Stimme, vielleicht sogar, parodistisch, in der Fistel sprechen: Das ist nicht erlaubt. Andere wieder, die sich gähnend verwöhnt gebahren, finden banal, was gar nichts Anderes als wahr, unerschämte wahr sein will, Kulturreferat sozusagen. Wir wissen schon, daß Dem so und so ist, sagen sie. Also wozu? Wozu? Bloß, um Einen zu zeigen, der so war, Das sagte, Das that. Warum immer dem bloß Existirenden widersprechen? Warum immer „Inhalte“ ausgießen, als ob es nicht bei künstlerischen Schöpfungen vorzüglich auf die *Ruissé* (*marche des philistins, marche grotesque, rondo capriccioso* und so weiter) ankäme?

Dies zum Charakter des keineswegs sich als Muster gerirenden muthwilligen Buches. Nun zum „Dandy“ selbst, dem nun einmal also signalisirten und gleich auch stigmatisirten Herrn Andreas von Balthesser. Zwei „Vorwürfe“ soll mein guter Andreas sich gefallen lassen (ich, für ihn, will ihnen entgegen): er sei ein Snob und er sei ein Parvenu.

Was ist ein Parvenu, was ein Snob? Und was ist ein Dandy? Ein Parvenu ist ein Mensch, der sich seiner Natur widersprechende Gewohnheiten (in den Gewohnheiten spricht sich der Lebensstil aus) angewöhnen bemüht ist und, kaum im Sattel (er kann darum noch nicht reiten), bereits verächtlich auf den Fußgänger hinabblickt. Ein Snob ist ein Mensch, der Gewohnheiten vorgibt, den Schein erschleicht und vor Urtheilsunfähigen mit ihm prunkt. Der Parvenu macht krampfhaft, lächerliche Versuche, zu gelten. Der Snob thut so, als ob er wäre, wüßte. Der Parvenu ist ethisch harmlos. Er zeigt ein kindisches Vergnügen an blickblanken (halbverdauten) Erkenntnissen. Er ist gewissermaßen bewußtlos, im Grunde ein Tropf. Der Snob ist bewußt, hat nicht nur, wie der Parvenu, Ziele, sondern Gründe. Er ist geschickt und nicht ohne kritische Gaben. Der Parvenu ist plump und unkritisch. Der Snob weiß um die schwanken Grundlagen seiner jeweiligen Pose. Der Parvenu glaubt sich leicht sicher. Beide sind eitel, Beide bald geschmeichelt.

Der Dandy überdreht, stilisirt sich selbst, um der Form willen, nicht et da aus Rücksicht auf ein (von vorn herein als inkompetent mißachtetes) Publikum. Er lebt zwischen Spiegeln, aber sie zeigen ihn, seine Maske. Er sagt sich, redet nicht Anderen nach. Das sind die Grundsätze. Alles Andere sind sekundäre Merkmale. Aber Andreas Balthesser selbst hat ja den Dandy paraphrasirt. (Definiren läßt er sich nicht.)

Aus der Diskussion über das Buch geht mir, dem pflichtbewußten Beobachter seiner Wirkung, Zweierlei zur Charakteristik der Feinde meines lieben Andreas hervor.

Erstens: es gibt erstaunlich viele literarische, aber nicht weltgebildete Menschen (was ich gewußt hatte), die (was ich noch nicht gewußt hatte) den Dandythum als ein erlauchtes Hochziel schätzen und, mögen sie nun selbst nicht „so weit“ sein, wenigstens die Schranken um das Heiligthum hüten: neue Kronenwächter, ein nicht minder kraß „literarisches“ Kondottier innerhalb der lieblichen Gemeinde. Zweitens: es giebt viele Kurzsichtige, die den Snob mit dem Dandy, den Dandy mit dem Geden, den Weltmann mit dem Arrivierten verwechseln. Jene erfinden sich aus ihrer Noth den literarischen Dandy, eine nur auf dem Papier existente Homunkulusbildung. Sie sind sehr stolz auf Eigenschaften, die mein Andreas verächtlich befindet (was sie gar nicht einmal merken, sonst würden sie sie nicht gegen ihn, den arroganten Weltmann, ins Treffen führen). Diese, die Kurzsichtigen, schimpfen meinen Andreas einen Snob, weil er, der einen jungen Herrn aus einer sehr deutlich sich abhebenden Gesellschaftsicht vorstellt, Zustände und Dinge beim Namen nennt, die ihm gewohnt sind, woraus sie blindwütig folgern, daß sie ihm . . . neu seien. Als ob Einer, der beobachtet, gut beobachtet, sich und Anderen zusieht, alle solche Bemerkungen unterdrücken müßte, die ihn (Snobwitterern) verdächtig erscheinen lassen könnten! Nein: Andreas Balthesser, wie Vaubelaires hochmüthiger Don Juan aux enfers, sieht gar nicht diese wahrhaftigen Splitterrichter hinter der bei aller Irrationalität doch sehr spürbaren Barrière.

Nun verstatte man dem Herausgeber, ein paar biographische Einzelheiten nachzutragen, die für das Buch „künstlerisch“ ohne Belang, aber zur besseren Beurtheilung seines wehrlosen Gegenstandes vielleicht nicht ganz nebensächlich sein möchten.

Es scheint mir (vielleicht irre ich hierin; und Irren ist so unmensächlich, wenn es Wehrlose angeht), es scheint mir, als wäre es nicht eben pietätlos, außerhalb der sozusagen gerahmten Portraitskizze noch einige Amateurmomentaufnahmen herumgehen zu lassen, die der Darstellung zu Grunde gelegen haben könnten. Denn ein Portrait ist ja doch eine Fälschung. Es ist da und kann sich nicht mehr gegen sich selbst vertheidigen. Und wenn man lange vor einem Portrait gestanden hat, schneidet es unterweilen eine böse Frage.

Zum Biographischen also: Andreas von Balthesser hat sich niemals als „Aristokraten“ ausgegeben. Er stammt aus sogenannter guter Familie; wie man aus seiner malitiosen (gogen wen wohl malitiosen?) Selbstbiographie weiß, war sein Vater Diplomat, also nicht ganz das Holz, daraus man die Parvenus macht. Von seinen Familienverhältnissen will ich nichts weiter verlauten lassen. Es genüge, daß er ein guter, aber auch ein sattem verwöhnter Sohn gewesen ist. Er hat sich in Kreisen bewegt, die ihn niemals bezweifelten, niemals ihn zu bezweifeln Grund hatten. Er gehörte zu denen, die keines sozialen Kommentars bedürfen. Er selbst aber war Einer, der beständig kommentirt. Es war seine unnatürliche Natur, zu kommentiren.

Ich muß von Andreas wahrheitsgemäß aussagen, daß er ein Mensch war, der sich selbst niemals zu Gefallen gelebt hat. Ja, vorübergehend hätte es ihm sicherlich gelingen können. Das heißt: es hat jedenfalls auch in seinem das Zeitmaß beständig wechselnden Dasein Pausen gegeben, die vom Leben ausgefüllt waren, während er sonst das Leben kaum zum Wort gelangen ließ. Er war ein sein Empfinden stets unrettbar schädigender Dichter. Man nahm ihn überall als einen kalten und geistreichen Beobachter; im Grunde aber war er ein warmer Sentimentaliker und erschauener Zuhörer. In der breiteren Oeffentlichkeit galt er als arrogant.

Daß er die paar hundert Menschen, die ihm begegnet sind, nicht durchaus gelsten ließ, kann ich ihm nicht übel nehmen. Er hatte das mit sich selbst kokettirende Malheur, immer wieder überlegen zu sein. Er fühlte sich (und nicht aus Anmaßung etwa, sondern ganz berechtigter Weise) sogar den Menschen überlegen, die er so zu lieben im Stande war, daß er sich ihnen hätte völlig unterordnen wollen. Er hatte als „heimlich berühmter Autor“, auch eine Gemeinde, von Snobs natürlich. Seine literarische Bethätigung beschränkte sich auf einige lyrische und lyrisch-dramatische Gedichte, die bei Leuten, denen er ganz unumwunden seine Achtung verjagte, eben aus Snobismus nicht nur großen Anklang fanden, sondern geradezu helle Begeisterung erweckten. Ich schätzte seine Verse mehr als Ausdruck denn als Eindruck. Sie sind mir merkwürdig, weil er merkwürdig war. Ich würde sie heute vermiffen, aber es ist denkbar, daß ich sie nicht vermiffte, wenn ich ihm nicht nah gestanden hätte. In seinen Versen war immer etwas Unsympathisches, das er gar nicht besaß; für Leute die ihm näher standen. Es schien fast, als habe er seine Verse schon mit der gebührenden Verachtung für ihr leider ausschließlich literarisches Publikum durchtränkt. Seine Bekannten aus der Welt wußten zum größten Theil gar nicht, daß er „schreibe“. Ein oder der andere sein gebildete Standes-

genosse wußte es und schätzte ihn darum nicht minder als Freund und Klubgefährten. Aber wo immer mein Andreas auf „Kollegen von der Feder“ traf, ward er nervös. Wenn er mit ihnen sprach, nahm sein Wesen eine Färbung an, die Eingeweichte lächelnd gewitterhaft, elektrisch nannten. Er gefiel sich dann, zumal würdelosen literarischen Snobs gegenüber, in oft verlegenden Paradoxen. Aber er schonte sich selbst keineswegs. Indem er sein Schriftstellertum, das er wie einen Schönheitsfehler ertrug, „ausübte“, rächte er sich an ihm: er hilfsirte seine wenigen Bersehbücher, stellte sie so fast heftig von sich weg und versuchte, dieses unsympathische „Andere“ (dieses „Schneuzen“, wie er es nennt) durch forcierte Unbefangtheit, nachdem er ihm gegeben hatte, was sein war, zu überwinden. Er wollte sein Autorithum nicht wahr haben. Aber er ließ keinen Unbefugten daran rühren. Dazu war ihm die Kunst, deren Opfer er sich fühlte, zu hehr. Daher die Zwitterstellung, darin er sich nicht allzu behaglich befand, wie aus manchem unmittelbaren Aphorismus hervorgeht. Einer, der bewußt lebt, ist nicht „ganz“. Andreas gebrauchte das Dandythum wie ein Korzet. Der Dandy war ihm Bedürfnis, Nothwehr. Er liebte seine Freunde aus der „Welt“. Viele davon „nur“ wie Hunde, Vögel, solide Geräthe. Er liebte gar nicht die Schriftsteller. An ihnen fand er sich immer an sich erinnert, was ihm nicht angenehm war. Er rächte sich an den Schriftstellern dafür, daß ihn sein Schriftstellertum mitunter um die herrliche Kultur der Selbstverständlichkeit brachte. Daß er wußte, wie herrlich diese Kultur, die einzig wahre, ist, nahm er sich nicht Abel. Er hätte nicht so scharfsinnig sein dürfen, wie er war, sich so zu vergessen. Er schmähte sein Bewußtsein nicht. Es nahm ihm nichts von seiner Wichtigkeit. Und er sah auch jede schöne Frau vor dem Spiegel sich schmücken. „Literaten“ schwärmen von naiven, „ihdrichten“ Jungfrauen. Andreas „schwärmte“ (ein Wort, das er haßte, wie den Anblick von Jugkiefeletten) nur von „Damen“. „Neu“? Ihm war Alles „neu“. Alles oder nichts. Er gab immer gern zu, Dies und Jenes nicht zu wissen. In der „Welt“ braucht man sich Dessen durchaus nicht zu schämen. Mein Andreas war, seit er „in die Welt ging“ (die Anführungszeichen sind für die Malitiosen), ein Aufmerksamere, ein Vermender gewesen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Alle stets lernen müssen. Er sah auch innerhalb der „Welt“ Hocken, Dandies, Snobs (die Snobs innerhalb der „Welt“, die Snobs, die „es nicht nöthig hätten“, sind eine Spezies, die man Ueberlegemem nicht so einfach zeigen kann; zu viele Vorbedingungen fehlen)

Er hat sehr oft ungewisshafte Aristokraten „unmöglich“ befunden. Er hat Leute abgelehnt, die Rauchen als vollendet hätten gelten mögen. Er war sehr arrogant innerhalb seines gewohnten Kreises. Neue Ankömmlinge prüfte er auf Herz und Nieren. (Ich weiß, wie er mich geprüft hat!) Literaten stellen sich die Sache so furchtbar „großartig“ vor. Man ist, zum Beispiel, Oskar Wilde (höher gehts nicht). Da „sieht“ man einfach gewisse Dinge nicht. Es ist unmöglich, meinen Literaten, daß Einem etwelche Dinge auffallen. Oho, sagen die Literaten. Es fällt ihm auf. Oho! Und sie lächeln pfliffig. Aber diese Pfliffigkeit ist sehr voreilig. Man sieht gewisse Dinge auch ganz oben. Man spöttelt dort gern über Selbstverständlichkeiten: „Honoratioren“, „Röllchen“ und so weiter. Der vollkommene Weltmann wäre kein „Spiegel“, nähme er nicht Alles auf, Alles. (Aber er wirft mit moquantem Reflex zurück. Es haßet nicht.)

„Einen“ Andreas von Baltheffer glauben Etliche, die ihn „verurtheilen“.

gekant zu haben. Ich erlaube mir, zu meinen, daß sie gründlich irren. Sie haben irgendwelche Surrogate gekant, aus literarischen Kreisen (schreckliche Surrogate). Die binden sie nun an den Pfahl und schleudern den Tomahawk. Man begreift Das. Es zuckt Einem in der Hand. Man würde ganz gern auch ein scharfblin- tendes Beil schleudern. Bleibt doch ein armüthiges Vergnügen. Da beschreibt Je- mand irgend einen dummen Laffen, der ihm irgendwo, an einer Hoteltafel etwa, auf die gereizten Nerven ging. Er meint (Kapitel: blutige Ironie), es dürfte wohl Andreas Balthesser gewesen sein. Ich durchforsche im Geiste rasch mein Buch. Ich bins Andreas schuldig. Wo, um Gottes willen, ist eine Spur von diesen aufge- legten Laffen, wie sie in großen und kleinen Städten sad und böd wimmeln?

Wien.

Richard Schaulal.



Geldnoth.

Der Diskont der Reichsbank hat mit $7\frac{1}{2}$ Prozent eine noch nie dagewesene Höhe erreicht; die Bank von England ist auf einen Zinsfuß gekommen, der seit 1873 nicht mehr gesehen ward; die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat ihre Rate auf 6 Prozent erhöht; die Russische Staatsbank, die viermal mehr Gold hat als unsere Reichsbank, diskontirt Tratten, die länger als drei Monate laufen, nur noch zu 9 Prozent; und auf dem ganzen europäischen Kontinent giebt es heute, mit Ausnahme der Bank von Frankreich, kein Noteninstitut, das Wechsel billiger als zu 6 Prozent ankauft. Diese Refordhöhe danken wir den Vereinigten Staaten, wo Hunderte Millionen Dollars von dem Publikum, das sie aus den Banken genommen hat, eingesperrt gehalten werden. Als die Reichsbank am neunundzwanzigsten Oktober ihren Zinsfuß auf $6\frac{1}{2}$ Prozent erhöhte, war man einigermaßen überrascht. In der Central- auschussßsitzung vom achtzehnten Oktober hatte das Präsidium, auf den Wunsch der Ausschussmitglieder, beschlossen, einstweilen bei $5\frac{1}{2}$ Prozent zu bleiben. War es klug, auf die durch den hamburger Konkurs erschreckten Banken mehr Rücksicht zu nehmen als auf den Bankstatus? Der hätte schon damals die Erhöhung der Rate gefordert. Wenn der amtliche Wechselzinsfuß am achtzehnten Oktober um ein halbes Prozent (auf 6 Prozent) erhöht wurde, brauchte man später keinen neuen Diskont- satz zu schaffen. 7 Prozent hätten genügt; und dieser Satz, der sonst erst um die Dezembermitte auszutauschen pflegt, wäre diesmal nur etwas früher nöthig geworden. Das Reichsbankdirektorium, das sonst so scharf das Künftige voraussieht, hat jetzt, freilich in bester Absicht, der Industrie und dem Handel den Kredit über das Au- erlässliche hinaus vertheuert.

Die Wechsel auf fast alle fremden Plätze, besonders auf New York, London, Paris und Amsterdam, hatten den Goldpunkt überschritten und so ein Kursniveau

erreicht, bei dem es lohnender ist, in Gold, statt in Wechseln, an das Ausland zu zahlen. Damit war die Gefahr der Goldexporte dringend geworden; und die Reichsbank mußte, um die Goldvorräthe im Land zu halten, das Schuggitter herunterlassen. Wer den Goldbestand der Reichsbank auf 600 Millionen Mark schätzt, hat die Summe eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Viel geringer darf der Betrag nicht werden. Das Ansehen der deutschen Währung müßte im Auslande sonst leiden; die starke Erhöhung der Devisenkurse und der Apparat, der zur Verhütung der Goldausfuhr aufgewendet wird, hat schon das Mißtrauen der Nachbarn erregt. Frankreich darf sich seine Goldprämienpolitik leisten, weil es die Doppelwährung hat. Aber ein Land mit einer Goldvaluta ist sehr rasch um seinen Nimbus, wenn es Angst merken läßt. In Frankreich wurde neulich die Schauermär kolportiert, Deutschland habe ein Goldagio; für Zahlungen in Gold müßte ein Aufgeld gegeben werden. Mißtrauische pariser Geschäftsleute machten bei deutschen Wechseln ausdrücklich den Vorbehalt: „Zahlung in Gold“. Wer Deutschlands Zahlungsfähigkeit für unsicherer hält als die Frankreichs, braucht noch nicht an Halluzinationen zu leiden. Ob deutsches Geld aus Gold, Messing oder Leder besteht, ist gleichgiltig. Gold bleibt nur so lange Werthmesser, wie die Produktion sich in bestimmten Grenzen hält. Würden heute neue große Goldadern entdeckt, so müßte der Werth des Goldes sinken; und wo dann die Zahlungsfähigkeit des Staates nicht garantiert wäre, käme es in den Goldwährungsländern zum Bankerot. Ueber allen Metallen steht die Kreditwürdigkeit des Landes. Haben die Franzosen Grund, die Kreditwürdigkeit des Deutschen Reiches zu bezweifeln? Die Reichsbank hat ein Mittel, Goldentziehungen ohne künstlichen Eingriff zu verhüten: den Verkauf fremder Wechsel aus ihren eigenen Beständen. Wenn die Devisenkurse stark in die Höhe gehen, so läßt sich dadurch, daß fremde Wechsel auf den Markt gebracht werden, ein Druck auf sie üben. Um in schwieriger Zeit, wie wir sie jetzt haben, damit volle Wirkung zu erzielen, braucht man allerdings große Posten fremder Wechsel; und daran fehlt es der Reichsbank. Sie hat immer nur einen relativ kleinen Betrag von Devisen in ihrem Portefeuille. Nach der Bilanz vom Dezember 1906 waren es 64,19 Millionen bei einer Summe von 1276,76 Millionen in Wechseln auf das Inland. Das ist keine sehr beträchtliche Ziffer; bei stärkerer Ausrüstung mit ausländischen Appoints könnte die Reichsbank die heimischen Goldschätze, ohne Beeinträchtigung des Kredites, wohl besser schützen. Die Devisen bringen hübsche Kursgewinne und bieten eine einwandfreie Anlagemöglichkeit. Wenn die Reichsbank den Privatinstiuten nicht so oft Gelegenheit gäbe, sich in Finanzwechseln (im Diskontiren von Bankaccepten) zu engagiren, so brauchte sie nicht selbst den größten Theil der Waarenwechsel aufzunehmen und könnte dann mehr Mittel zum Ankauf von Devisen verwenden. Hier ist ein Fehler im System: die Privatdiskonten, die Wechsel, die die Unterschrift irgendeiner angesehenen Bank tragen und in Zeiten der Geldnoth dazu dienen, Umlaufmittel zu produziren, nehmen das „Zutereffe“ der Großbanken so in Anspruch, daß ihnen für den soliden Waarenwechsel nicht viel zu thun übrig bleibt. Die Finanzwechsel, die bei der Reichsbank durchaus nicht beliebt sind, genießen den Vorzug des Privatwechselzinsfußes, der stets hinter dem Reichsbankdiskont zurückbleibt (heute beträgt der Unterschied 1 Prozent), während auf den Primärawaarenwechsel Geld nur zu den höchsten Sätzen zu bekommen ist. Die Reichsbank hat so den ganzen Geldbedarf des Handels und der Industrie zu befriedigen und wird dabei nicht energisch genug von den Privatbanken

unterstützt. Deshalb muß sie, sobald auf dem internationalen Geldmarkt schlechtes Wetter ist und Goldexporte befürchtet werden, schnell die Diskontschraube anziehen.

Ob die Diskonterhöhung helfen wird, muß man abwarten. Unsere Banken haben zu kleine Posten fremder Wechsel, als daß wir auf eine fühlbare Verhütung der Goldausfuhr sicher rechnen dürften. Deutschland hat seine Zahlungen für Getreide und Baumwolle an die nordamerikanische Union bis jetzt nur zum geringsten Theil geleistet; in normalen Zeiten ist dafür stets schon lange vor den Fälligkeitsterminen durch Ankauf von amerikanischen Tratten vorgesorgt. Diesmal mahnte die amerikanische Krisis zur Zurückhaltung beim Ankauf solcher Wechsel; auch war daheim der Geldsatz so hoch, daß man das Kapital lieber zu Haus mit Nutzen arbeiten ließ. Die Rechnung ist eben ohne die Herren Heinz und Konsorten gemacht worden. Hätte man geahnt, daß drüben die „solidesten“ Banken wackeln würden, so hätte man vorsichtiger disponirt und säße jetzt nicht in der Lunte. Werden die Bemühungen des Schatzsekretärs in Washington und der Rockefeller und Morgan in New York Erfolg haben? Die Hoffnung sagt: Ja. Daß Rockefeller, vor dem nach all den Freundschaften, die über den Petroleumkönig gesagt und geschrieben worden waren, kein Hund mehr das Bein gehoben hätte, über Nacht zum Nationalheiligen werden könnte, hat Roosevelt nicht geträumt, als er zum Kampf gegen die „reichen Räuber“ auszog. Ohne diese „Ausbeuter“ hätte die newyorker Börse noch viel bödere Tage gesehen. Die um Rockefeller wissen genau, warum sie die Aktien zu Schleuderpreisen kaufen; doch ihr rasches Eingreifen mit den Geldern des Stahl- und Deltruffs wurde wie eine Wohlthat begrüßt. Nun ist die Frage, wie lange es dauern wird, bis die Nationalbanken und Trust Companies wieder über ihren gewöhnlichen Stand an Depositengeldern verfügen. Viele Institute haben von dem Vorrecht, die Zahlungen für eine Weile einzustellen, Gebrauch gemacht und sich mit der Ausgabe von Certifikaten beholfen, die im Verkehr unter einander die Verwendung von Vermitteln überflüssig machen. Seit 1893 hat man in den Vereinigten Staaten nicht mit künstlichem Gelde dieser Art gearbeitet. Die Anwendung solcher Nothwehrmittel sieht kein Interessirter ohne Beflemmung. „Woch' war'heid" ist öfters jetzt rar; man droert und verliert ein' eigis auf' warzahlungen. Das Kapital liegt fest und der für den Wirtschaftskörper nothwendige Kreislauf des Geldes ist nur mit Hilfe fremder Betriebsmittel zu erneuern.

Mit Amerika wäre als mit dem gewichtigsten Faktor des Geldmarktes auch dann zu rechnen, wenn die Banken wieder liquider würden. Die gesunkenen Kurse aller amerikanischen Papiere werden, trotz Warnung und Zeichen, allmählich Käufer anlocken. Auch bei einem Diskont von 7½ Prozent; von der Kurssteigerung hofft man überreichen Ertrag aller Kosten. Durch den Ankauf amerikanischer Papiere wird dem Inland Gold entzogen; die Versuche der Reichsbank, das deutsche Gold zu halten, würden da also durchkreuzt. Auch die hohen Zinsätze des amerikanischen Geldmarktes loden den wagemuthigen Deutschen. In New York giebt man 20 und 30 Prozent für tägliches Geld. Es wäre recht schlimm, wenn wir nur die ähblen Folgen der Diskonterhöhung zu spüren bekämen. Aber die Reichsbank hatte jetzt keine Wahl mehr. Deutschland hat große Posten inländischer und ausländischer Werthpapiere. Warum sucht es seine Guthaben im Ausland nicht dadurch zu erhöhen, daß es fremde Effekten verkauft? Das wäre ein Mittel, ohne Goldwerthzeichen Zahlungen zu leisten und auszugleichen. Dazu müßte allerdings der Börsenverkehr aus allzu engen Schranken befreit werden. Die internationale Effektenarbitrage erleichtert

die Technik des Zahlungsausgleiches so beträchtlich, daß man diesen Geschäftszweig vor Verkümmern hüten müßte. In Krisentagen hat er ohnehin nicht bequem, weil das gesunkene Kursniveau den Verkauf ausländischer Wertpapiere von hier aus erschwert. Man kann die Kursdifferenzen zwischen New York und England ausnützen, indem man dort kauft und hier verkauft. Damit kräftigt man New York und schwächt London; jede Schwächung des englischen Geldmarktes wirkt aber wieder auf Amerika zurück. Daß die Bank von England heute nicht gesonnen ist, den Pantees die Kastanien aus dem Feuer zu holen, hat sie durch die schnell aufeinander folgenden Diskonterhöhungen gezeigt.

In der Industrie wird noch immer flott gearbeitet. Neue Anlagen und Erweiterungsbauten sind, obwohl man schon vom Niedergang der Konjunktur spricht, nötig und kosten natürlich Geld. Aus den regelmäßigen Einnahmen kanns nicht genommen werden. Wo bliebe sonst die Dividende? Den Finanziers der Industrie bleibt überlassen, mit der Lösung des Preisräthsels: „Wie schafft man billig Geld herbei?“ sich die Zeit zu vertreiben. Daß der Kapitalbedarf der Industrie kein leerer Wahn ist, lehrt das Beispiel der Laurahütte. Die braucht 10 bis 15 Millionen; weiß aber nicht, woher sie, der die Gründerrrechte Pein bereiten, das Geld nehmen soll. Die große Transaktion in der Chemischen Industrie, der Ankauf der Zeche Auguste Viktoria durch den Konzern Ludwigshafen-Elberfeld-Treptow und die damit verbundenen Kapitalerhöhungen der drei Gesellschaften, harret auch noch der Erledigung; die Aktionäre haben schon zugestimmt. Böhniß will neue Obligationen ausgeben. In Oberschlesien haben einzelne Montanengesellschaften (nicht nur die Laurahütte) Geldbedarf. Gute Beschäftigung allein genügt nicht, wenn die Materialpreise und Arbeiterlöhne hoch sind. Die Reichsbankausweise zeigen, welche Summen verlangt werden, und widerlegen die Verheißung, der Winter werde die industriellen Ansprüche herabmindern. So lange der Reichsbankdiskont noch $7\frac{1}{2}$ Prozent beträgt, wird man sich bescheiden; allzu weit aber lassen dringliche Ausgaben sich nicht hinauschieben und eine künstliche Kreditsperrung müßte eine Krise herbeiführen. Die Reichsbank hat die Doppelaufgabe, die heimischen Goldvorräthe zu schätzen und den Bedürftigen Kredit zu schaffen. Wenn das in Amerika eingesperrte Geld nicht bald wieder in Umlauf kommt und die Diskontsätze in Europa herabgesetzt werden, muß die Industrie darunter leiden. Schwächere Konjunktur, theures Geld und theure Kohle; da geht die Rentabilität zum Teufel. Doch wer kann wissen, was in Amerika wird? Unberechenbar nannte Dr. Koch die Entwidlung der amerikanischen Wirtschaft.

Wenn vom Schatz der in der Reichsbank liegenden Goldvorräthe die Rede ist, melden sich stets die Bimetallisten und fordern, man solle das Silbergeld vermehren. Der Bestand von 15 Mark pro Kopf sei erreicht, genüge aber nicht mehr; man lege also 5 Mark zu und gebe für 310 Millionen Mark neue Silbermünzen aus. Ob die Goldwährung dabei gedeihen würde; danach wird nicht gefragt. Und nach welchem Modus soll das zur Ausprägung anzuschaffende Silber bezahlt werden? Handelt sich nur um eine Umprägung der alten Thalerstücke, so ist dagegen nichts einzuwenden; aber neues Silber kostet gutes Gold; und eine Schwächung der Goldbestände soll und muß heutzutage doch gerade vermieden werden. Labou.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für
Action ohne
Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf, Telegr.-Adr. Berlin Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 103 Hannover 55, 2046, 2044.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

	Kaf. %	Bel. %	(unt. Verb.)	Kaf. %	Bel. %
Afrikanische Compagnie	106	110	„Meanja“ Pflanzungsges., A.-G. .	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	58	Moliwa Pflanzungsgesellschaft	—	81
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	110	120	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	85	95
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	13	18	Salata Samoa-Gesellschaft	—	101
Deutsch-Ostafrik. Ges. St.-Ant.	98	102	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	98	102	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	—	34
Deutsche Hdl.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	—	195	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-	—	—
Deutsche Kol.-Ges. I. Südwestafr.	185	200	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	82	—
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	68	75	do. Vorz.-Ant.	107	—
Jaluit-Gesellschaft... ..	450	375	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-	—	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	99	„Victoria“ Anteile.....	120	135
Alle Geschäfte schliessen wir als	Eigenhändler		und provisionsfrei ab.	Agenclozen 15. Novemb. 1907.	

Verlag Continent G. m. b. H., Berlin W50.

Hochaktueller, antimilitaristischer Roman!

„Dieser Roman verdiente es, in Hunderttausenden von Exemplaren im deutschen Volke verbreitet und auch in fremde Sprachen übersetzt zu werden.

Es ist aktuellste Gegenwartsstimmung, was diesem Werke seinen einzigartigen Reiz verleiht.“

Zeit am Montag.

In ähnlicher Weise urteilt fast die gesamte Presse über

Der letzte Krieg

Ein Zukunftsbild von V. E. Teranus

Broschiert M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Dieser Aufsehen erregende Roman enthält eine vernichtende Verurteilung des Krieges, dessen Schrecklichkeiten dem Leser greifbar deutlich vor Augen geführt werden. Der Roman verdient die weiteste Verbreitung.

Die Tribüne, Berlin.

Diese Verkörperung des Friedensgedankens hat sicher mehridealen Wert, als alle jene Zukunftsbilder, die in den letzten Jahren die latente Kriegslust erregt haben.

Breslauer Zeitung.

Soviel in letzter Zeit das Kriegsthema Stoff zu Phantasien über künftige Schlachten und zu Predigten für und gegen den Krieg gegeben hat, so durchaus neu und einzig ist die vorliegende Behandlung des Stoffes.

Friedenswarte.

Der Roman darf mit verschiedenen Sensationswerken der letzten Jahre nicht verwechselt werden, sondern ist eine hochernste, sehr beachtenswerte Arbeit.

Dortmunder Arbeiter-Zeitung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder obigen Verlag.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, d. 22., Sonnab., d. 23., u. Montag, d. 25./11.

Was ihr wollt.

Sonntag, d. 24./11. Romeo und Julia.

Kammerspiele.

Freitag, den 22., Sonnabend, den 23., Sonntag, den 24. und Montag, den 25./11. 8 Uhr.

Marquis von Keith

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 22., Sonntag, den 24. u. Montag, den 25./11. Abends 8 Uhr.

Kriemhilds Rache.

Sonnab., d. 23./11. 8 U Der blinde Passagier
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Holtzender
Guido Thielscher a. D. E. Whitney a. D.
E. Darmund a. D. Jos. Giampetro.
Henry Bender Fritz Massary
Jos. Josephi Fritz Behenke usw.

Cabaret Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Bausgelder, bebaute Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft) in Berlin.

Wir bringen die, in Gemässheit des im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlichten Prospekts, an der Börse zum Handel und zur Notiz zugelassenen

M. 10,000,000 $4\frac{1}{2}$ $\frac{0}{100}$ Hypothekendarlehen unserer Bank Serie XVII,
welche eine Erweiterung der bereits bestehenden Serie XVII darstellen, in den Verkehr.

Berlin, den 9. November 1907.

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft).

Boeszoermey.

Dr. Hirte.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat
Herrnfeldsche Novität „Madame Wig-Wag“, Musik von L. Ital.
Operetten-Parodie.
Dazu die Separée-Affäre: Es lebe das Nachtleben!
mit den Autosen Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 22./11. 8 U. Ein idealer Gatte.
Sonabend, den 23., Sonntag, den 24. und
Montag, den 25./11. 8 Uhr.

Die Getreuen (mit Agnes Sorma)
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Theater Folies-Caprice

Liniestr. 132, Ecke Friedrichstr.

● **Rabbi Meseritsch** ●

Bunter Teil.

● **Geteilte Liebe** ●

Anfang 8 Uhr.

Folies-Bergère

Variété

Intime

Jägerstrasse 63a

Tel. I. 4739.

Neu eröffnet!

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Teppiche

Prachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis
500 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, Oranienstr. 158

Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 22. und Montag, d. 25./11. 8 U.

Husarenfieber

(Volkstümliche Preise)

Sonabend, d. 23./11. **Onkel Bernicke.**

Sonntag, den 24./11. **Eine Zuflucht.**

8 Uhr **Frl. Freschbolzen. Mutter.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Dir. Rudolph Nelson

Fritz Grünbaum.

Salome-Parodie

am künstl. Marionettentheater

Floegel's

Geschichte d. Grotesk-Komischen

aller Zeiten u. Völker 5 Aufl. 476 Seit. m. 41

zumeist farbig. interess. Tafeln. 9 M. geb. 12 M.

Das Geschlechtsleben in England

m. bes. Bezieh. auf London. Von Dr. Eug. Dühren

3 Bde. 30 M. Geb. M. 34.50. Einz. käuflich:

I. **Ehe u. Prostitution** } 5 10 M.

II. **Die Flagellomanie** } Geb. und 11 1/2 M.

III. **Die Homosexualität** } und andere Perversitäten.

Die sexuelle Ophresbiologie

d. Beziehgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche

zur menschl. Geschlechtsfähigkeit.

Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 66. M. 7. Geb. 8 M.

Ausführl. Prospekte üb. kultur- u. sitten-

geschichtl. Werke grat. franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30 Landshuterstr. 2.

Photograph. Apparate

Projektions-Apparate
Goerz - Triöder - Binocles
Ferngläser — Operngläser.

Bequem - Monatsraten
Katalog P kostenfrei.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 26 (i. Deutschland)

Bodenbach i/B. 1 (i. Österreich)

Fettleibigkeit und Korpulenz.

Seit Jahren bewährt von vielen Aerzten empfohlen
Caarmann's Entfettungstee, Marke „Reduzin“.

Besteht aus: Hagebutten, Flieder, Linden je 10, Habertl, Kamill. je 3, Porella, Liebstueckel, Hanfeschel, Wachholder je 2,5, Sennea, sibir. Wulfskraut je 7, Kleeblat, Althea je 4, Heidelbeeren 5, Faulbaum 15, Wolltaunen 12 Teile.

In Paketen à Mk. 1,50, Mk. 3,— und Mk. 5,—.

Alleiniger Hersteller: Gustav Caarmann, Berlin S. 59.

Zu haben in fast sämtlichen Apotheken.

Versanddepôt: Wittes Apotheke, Berlin 18, Potsdamerstr. 84.

Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Dr. med. Tilliss,

Tauernzienstrasse 20 hochpart. (neben Kaufhaus des Westens).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder),

Vibrationsmassage, Uebungstherapie. — Modernste Apparate.

Spezialbehandlung für Herzschwäche, Herzneurose, Arterienverkalkung, Schlaflosigkeit.

Eisbärfelle sind nicht besser, aber teurer als meine Erbsenmuffenjelle „Starke Gebäck“, feine Salonteeplatte, deutlich gereinigt, geruchlos, köchelnd weich od. silbergrau, etwa 1 cm groß, 8 ZR. Bestlagen 6 u. 7 ZR. bei 3 Stk. f. Frölp. mit Überfenn. fr. **W. Heino, Lünzmühle No. 66.** bei Edmoreubingen.



Unter günstigsten Zahlungsbedingungen u. in allen Preislagen offerieren wir Konversations-

Lexika

in nur neuesten Auflagen. Ebenso liefern wir alle in Katalogen, Prospekten angezeigten

Bücher

auch fachwissenschaftl. Inhalts, zu dem offiziell. Original-Ladenpreisengeg. bequem monatliche

Teilzahlung

Bezugsbedingungen u. Spezialkataloge 5088 bitten wir unter Angabe des in Frage kommend. Literaturgebietes zu verlangen.

Bial & Freund, Breslau II

Akademische Buchhandlung.

BERLINER
LOSE à 1 Mk.

Ziehung un widerrufflich 5. Dezember u. folg. Tage.
 16891 Gewinne im Gesamtwerte von

300 000 Mark

Hauptgewinne à 60 000, 40 000, 25 000

usw. usw. sind in allen Lotteriegeschäften und den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen zu haben.

A. Molling, Berlin, Voßstr. 17.

Sie fahren gut

mit
Dr. Crato's
Backpulver

mit Phosphorsäure. Für 50 Cent eine Dose ff. Bielefelder Knospitzen gratis und franko von **Siratmann & Meyer, Bielefeld.**

CLARA MÜLLER-JAHNKE'S gesammelte :: Werke ::

erscheinen im Verlage von F. A. LATTMANN, GOSLAR in feiner Ausstattung,
die sie zu Geschenkwzwecken besonders geeignet machen.

ICH BEKENNE

DIE GESCHICHTE EINER FRAU
Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk.
Die Zeit-Welt . . . Ein berauschesendes
Buch, stark wie das Leben . . . Ein Be-
kenntnisbuch von amaranem Lebenswert,
Zeit am Montag . . . Das beste Buch,
was in den letzten Jahren geschrieben ist.

„WACH AUF“

Preis broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.
Stamburger General Anzeiger . . . Wir
sehen es leuchten und loben und schreien
an der Hand einer freien Fährten in
hiesig ersichtes Land.
Neue Preussische Zeitung . . . Mit
grossen Beifall aufgenommene Gedichte.

WINTERSAAT

LETZTE GEDICHTE

Preis broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.
Die Zeit-Welt . . . In den Gedichten
ist eine Schlichtheit und Tiefe, wie sie
sonst nur das Volkstied hat.
Die Neue Zeit (Süddeutsch) . . . Form-
schöne, kraftvolle Gedichte.

In Vorbereitung neue Auflage:

ROTE KRESSEN

Preis broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Die Werke sind durch jede Buch-
handlung zu beziehen oder direkt
vom Verlage F. A. Lattmann, Goslar.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

Über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekt
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 1.00 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernung sofort zu schreiben.
Keine Weichgummitypen.

Auswechselbares Typenset für alle Sprachen.
Ein Muster deutsches Erfindungsgeistes.
Seit der kurzen Zeit der Einführung viele
tausend Maschinen verkauft.

Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.

Justin Wm. Bamberger & Co.

Fabrik feinmech. Apparate

München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

NACH A. HUKER UND A. VON SCHEWACHOFF
lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszczyńskistr. 6. M.

Eine Releom-Naturheilkunde, womit jeder
seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs-
störung machen kann. Prospekt über Selbst-
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Wie viel kostbare Keilschrift-
zettel würden mehr über-
bietet sein, wenn Hammsrabl

Union-Bücherschränke

schon gehabt hätte.



Illustr. Preisbuch Nr. 387 a kostenlos und
portofrei.

Heinrich Zeiss, Frankfurt a. M.

(Unionzeiss) 36 Kaiserstr. 36.

Grossherzogl. und Herzogl. Hoflieferant
Telegr.-Adr.: Unionzeiss, Frankfurt-
main.

Achten Sie genau auf Firma und Hausnummer.

Gicht Rheuma **Hauskuren**
Haut-Krankheit **Wiesbadener Kochbrunnen** **Bade- u. Trinkkur**
Steinleiden. **Baden** **Bäder u. 30 Yl. Kochbrunnen**
 Magen, Lungen, Herz, Berentrid. Er-
 folge trappant. Bgeleitet. 8200. Binschrids u.
 Anwen. gratis. Brunnen-Kanier, Wiesbaden.

Lesen Sie das 290 Seiten starke ausführliche Werk

Gipswürfel *Karlow*

von Dr. med. M. Bonnefoy, Spezialarzt in Genf No. 12. Preis Mk. 1.80
 durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verfasser.

Meiningen

Bettenzahl. „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenkrankte und Ent-
 ziehungskuren. Modern nach physik-dilte-
 tisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter
 dauernder psychischer Beeinflussung. B-schränkte
 Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a.M.

Niemand kaufe
 wieder

Spielwaren



ohne nach den letzten Neuheiten von
Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.
 gefragt zu haben. In allen besseren Spiel-
 waren-Geschäften erhältlich.

Auch Winterkuren
Zimmerbrunn
Sanatorium DEKUIZ
 Neuenahr
 Prospekte
 etc.

Eheschliessung in England!
 Prospekte gratis, Auslandsporto!
 Brock & Co., 99, Queenstr., London, E. C.

Herz
Stiefel
 berühmt durch Solidität
 Lieganze vorzügliche Passform.
 Erzeugt von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
 Otto Herz & Co.

Schriftsteller

Bekanntester Verlag über. literar. Werke aller
 Art. Trägt teils die Kosten. Aenus. günstig.
 Bedingungen. Offerten sub. J. 205. an
Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer in Berlin W. 35. betreffend

Dokumente des Fortschritts. Internationale Revue.

Ausserdem verweisen wir hiermit noch auf den der heutigen Auflage beiliegenden
 Prospekt der Firma

Johann Maria Farina zur Madonna in Köln
 noch besonders hin, zum Weihnachtsversand offeriert die Firma ihr rühmlichst bekanntes
Köln. Wasser M. 12. - franko per Post geg. Nachnahme od. Postausweisung.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer's Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sowie vom Hersteller Dr. DOERMAN KLOPFER, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Angabe ca. 25 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Mittelmeerfahrten

In der Zeit vom 7. Januar bis
14. Mai 1908 werden vermittelt
des Doppelschrauben-Dampfers
„Metror“

5 Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

veranstaltet, auf denen je nach
Fahrplan eine mehr oder
weniger große Anzahl der in
dieser Karte durch die Routen-
Linie bezeichneten Häfen
besucht wird.

Fahrtpreise je nach
Route von Mk. 300,
350 und Mk. 500 an
aufwärts.



Fahrtpläne.

ab Hamburg	7. Jan. 1908	20-tägig	Reise
• Genoa	5. Febr.	22	•
• Venedig	2. März	14	•
• Genoa	19.	13	•
• Genoa	14. Mai	18	•

Nach Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung (Ohne Iperitine.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

OPEL Rüsselsheim M.
 Nähmaschinen
 Fahrräder
Motorwagen

Motor-Droschken-Last- und Geschäftswagen
 Man verlange besondere Preisliste.
 Gewann den **Kaiserpreis 1907** als
besten deutschen Wagen

OPEL

Sobald erscheint:

Die Bibliothek des Bücherfreundes 1907 No. 3.

Das moderne Antiquariat No. 1.

Katalog einer Sammlung von wertvollen antiquarischen Werken aus verschiedenen Gebieten, zum Teil Kunst, Musik, Theaterliteratur, ferner englische, französische, deutsche Luxusausgaben, endlich auch eine Anzahl historischer u. literarischer Memoirenwerke, Reisebeschreibungen etc.

Zusendung erfolgt gratis und franko.

Gilhofer & Ranschburg,

Buchhändler und Antiquare
 WIEN I. Bognergasse 2.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H.
 Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr: Special-Bank.
 Telefon Amt I, 9616, 9611, 9350

An- u. Verkauf von Aktien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteile von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für Deutsche Kolonialwerte. Ausführl. Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten, Standuhren, Tafel-Bestecke, Beleuchtungskörper für Gas- u. elektrisches Licht.
Gegen bequeme Monatszahlungen.
 Krates Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- u. Luxus-Artikel aus monatliche Amortisation liefert. — Katalog K kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialität.
Stöckig & Co., Dresden-A. I. (Lichtland), Bodenbach I. B. 2 (L. Österreich).

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 | Kuxenabteilung.

„ 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.



Passendes und stets beliebteres
Weihnachtsgeschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen,
sowie Probennummern der Zeitschrift „Die
Frischhaltung“ kostenlos von

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeffingen, A. Sickingen (Baden)**
Man verlange zur Weck's Originalfabrikate
überall Verkaufsstellen.

Zerreiss die Binde

und schau mit hellen Augen in Dicht! Zur
Selbsterkenntnis in einem tieferen Sinne
führen die von gebildeten Menschen begeistert
angenommenen Charakterbeurteilungen
von P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L.
grosszügige Seelen-Analysen nach Schrift-
stücken. Ihre Charakterstudie wird ermög-
licht, wenn Sie zunächst brieflichen Antrag
auf **Gratis-Prospekt** stellen bei

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.



Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Woche von M. 80.- ab.

**„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)**

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibersbau, H. 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenz-Zustände,
Dilatative, Bronchien- u. Entzündungskuren.

Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S. W., Möckernstr. 118.

Die enormen Vorräte an Henkell Trocken, ein Grund für dessen unvergleichliche Popularität.

Verdoppelt hat sich seit Oktober 1905
die Zahl unserer Keller.

Gegenwärtig dienen die 50 auf
beigefügtem Stadtplan verzeichneten
Keller der Ablagerung unseres

Henkell Trocken

gegen nur 25 vor zwei Jahren.

Durch diese gewaltigen Reserven
wird die höchste Entwicklung unseres
„Henkell Trocken“, der führenden
deutschen Marke, gewährleistet.

Henkell & Co.



- | | |
|-------------------------|------------------------|
| 1 Blasenbrunn No. 22 | 34 Kriegerbrunn No. 11 |
| 2 Blasenbrunn No. 2 1/2 | 35 Kriegerbrunn No. 8 |
| 3 Eisenbrunn No. 12 | 36 Kriegerbrunn No. 12 |
| 4 Eisenbrunn No. 22 | 37 Kriegerbrunn No. 11 |
| 5 Waldbrunn No. 15 | 38 Kriegerbrunn No. 2 |
| 6 Kriegerbrunn No. 2 | 39 Kriegerbrunn No. 17 |
| 7 Kriegerbrunn No. 9 | 40 Kriegerbrunn No. 17 |
| 8 Kriegerbrunn No. 18 | 41 Kriegerbrunn No. 17 |
| 9 Wiesbaden No. 11 | 42 Kriegerbrunn No. 18 |
| 10 Kriegerbrunn No. 11 | 43 Kriegerbrunn No. 18 |
| 11 Kriegerbrunn No. 11 | 44 Kriegerbrunn No. 18 |
| 12 Kriegerbrunn No. 11 | 45 Kriegerbrunn No. 18 |
| 13 Kriegerbrunn No. 11 | 46 Kriegerbrunn No. 18 |
| 14 Kriegerbrunn No. 11 | 47 Kriegerbrunn No. 18 |
| 15 Kriegerbrunn No. 11 | 48 Kriegerbrunn No. 18 |
| 16 Kriegerbrunn No. 11 | 49 Kriegerbrunn No. 18 |
| 17 Kriegerbrunn No. 11 | 50 Kriegerbrunn No. 18 |
| 18 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 19 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 20 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 21 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 22 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 23 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 24 Kriegerbrunn No. 11 | |
| 25 Kriegerbrunn No. 11 | |